

Große Vorstellung.

Von

Victor Blüthgen.

Original-Zeichnung von S. Dahl.



Herr Drang trottet durch den Park;
Sonnig erglänzen die Pfade;
Er ist ein Hund von edlem Blut
Und macht eine Promenade.

Er horcht. „Ein Wagen? Fataler Besuch!
Wahrscheinlich kommen auch Hunde!
Den Zwangsverkehr mit Pinscher und Dachs
Den haß' ich von Hergensgrunde!

Sie bellen viel und heulen gar,
Und haben so grobe Manieren!“
Herr Drang denkt's, und schüttelt den Kopf
Berdriehlich im Weiterspazieren.

Da tänzelt es schon und holt ihn ein
Und senkt die Ohren manierlich,

Macht einen Kraysfuß, und alsobald
Beginnt die Rede zierlich:

„Gestatten Euer Gnaden mir
Ergebenst mich vorzustellen.
Ich stamme vom Schlosse Hüsterfeld
Aus den fürstlichen Hundeställen.

Ich heiße Utang. Seit länger schon
Ersehnte ich mir die Ehre
Zu profitiren von dero Huld
Und angenehmem Verkehr.

Ich bin seit Ostern Cavalier
Im Schloß bei der gnädigen Tante,
Und täuscht nicht dero werthe Figur,
So sind wir entfernte Verwandte!“



Ein dankbarer Knabe.

Erzählung aus der Schweiz

von

Jacob Frey.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



Arme Hüttenbewohner.

Es war ein so kleines und armseliges Häuschen, daß man dasselbe auf hundert Schritte weit eher für einen Haufen unmordentlich zusammengeworfener Reisbündel als für eine menschliche Wohnung gehalten hätte. Ein großer Mann, muß man denken, kann nicht aufrecht darin stehen, so niedrig ist es, und zwei Menschen finden nicht Raum und Luft zum Athmen darin, so schmal und enge sieht das Ding aus. Für Raum und Luft war indessen hinlänglich gesorgt. Das hie und da mit Moos bewachsene Strohdächlein hatte so viel Risse und Lücken, daß ein Großer, der sich nicht gerne bücken mochte, den Kopf durch dieselben recht gut in die Höhe strecken konnte, und trotz der vielen Lappen und auf den Scheiben angeklebten Papierschnitzel pfiß der Wind so frisch durch das einzige Fenster in das arme Stübchen, als hätte er das Recht, jeden Winkel in demselben ungenirt durchstöbern zu dürfen. Die armen Leute mußten das hart genug empfinden, wenn die Biße mit ihrem eisigen Athem über das Fels von Lenzburg hereinschnob; sie rauschte und blätterte in dem alten an der Wand aufgehängten Kalender, als wollte sie darin nachsehen, wie lange sie ihr Unwesen noch treiben könne, und die Strohhalme auf dem Dächlein flatterten hin und her, wie die Haare eines wilden Knaben, der baarhaupt gegen den Wind läuft. Es war aber auch, als hätte man die Stelle absichtlich ausgesucht, um eine so arme Hütte durch ihre Lage noch armseliger und trauriger zu machen. Sie stand etwa einen Büchschuß von der großen Bernstraße nach Lenzburg entfernt, hart am Rande des stundenlangen dunkeln Tannenwaldes, der sich in breitem Zuge von den Höhen über die Ebene nach der Aare hinabstreckt, an einem Orte, wo, wie man sagt, sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

Vor mehr als sechzig Jahren wohnte in dem Häuschen eine arme Frau, die in der Gegend herum nur unter dem Namen „Tannzapfen-Marei“ bekannt war. Sie sammelte nämlich in dem weiten

Walde dürres Reisholz und Tannzapfen und verkaufte dieselben nach Lenzburg oder Aarau, damit die Stadtfrauen oder ihre Mägde mit leichter Mühe Feuer anzünden konnten. Jetzt aber hatte das arme Weib selbst keine Tannzapfen, den kleinen Ofen zu heizen. Sie saß krank und bleich auf ihrem ärmlichen Bette und um sie herum kauerten ihre zwei Kinder, Ruedeli und das kleine Mareile. Draußen pfiß über den hartgefrorenen Boden heran ein schneidender Nordwind und wirbelte kleine Flocken an's Fenster, während die nahen Tannen sausten und krachten, als müßten sie jeden Augenblick auf die Hütte niederstürzen. „Es ist so kalt,“ sagte das kaum zehnjährige Mareile, dessen dünnes Kleidchen von dem hereindringenden Luftzuge hin und her bewegt wurde, „es ist so kalt, Mutter, wenn wir nur auch ein wenig Holz hätten; aber Alles ist vom Schnee zugedeckt und am Boden angefroren.“ Mit diesen Worten klammerte sich das Kind fester an die kranke Mutter, als könnte es da Schutz finden gegen den Frost, der seine Glieder durchzitterte. Die Mutter antwortete bloß mit einem tiefen Seufzer und schloß dann die Augen, als wäre sie müde ferner das Tageslicht anzuschauen. Ruedeli, der etwa vier Jahre älter war als sein Schwesterchen, heftete sein großes braunes Auge auf ihr leichenähnliches Antlitz und schlug mit geballter Faust auf sein Knie, als hätte er an diesem einen großen Zorn auszulassen; dann wendete er den Kopf ab und drückte ihn auf's Kissen nieder.

„Mutter,“ fragte nach einer Weile das kleine Mareile, „kommt der Waldbvogt auch in den Himmel?“

„Das weiß allein der liebe Gott, Kind,“ war die Antwort.

„Ich glaube, er kommt nicht in den Himmel,“ fuhr das Kind fort.

„Warum sagst du das?“ —

Ruedeli richtete sich auf und horchte gespannt, den Kopf auf die Hand stützend.

„Ich glaube,“ sagte Mareile bedächtig, „es ist eine große Sünde vom Waldbogte, daß er Ruedeli schlagen und einsperren will, wenn er noch einmal

Holz holt — und wir müssen doch so sehr frieren. — Müssen die Englein im Himmel auch frieren?“

„Nein, du armes Kind,“ antwortete die Mutter, „das müssen sie nicht.“ Die letzten Worte sprach sie mit matter, kaum hörbarer Stimme, lehnte sich zurück und fiel von Schwäche überwältigt in tiefen Schlummer.

Ruedeli kroch vom Bette herunter und betrachtete einen Augenblick die Mutter, ob sie auch gewiß eingeschlafen sei, dann zog er ein Paar zerrissene Schuhe an. „Was willst du, Ruedeli?“ fragte Mareile leise. Ruedeli legte den Finger auf den Mund, nahm eine kleine Axt, die im Ofenwinkel stand und winkte seinem Schwesterchen, geräuschlos die Thüre öffnend, hinauszukommen. Mareile folgte ihm rasch und erschrocken nach. „Hör,“ sagte es, „ich komme auch; wenn uns der Waldbogt antrifft, muß er mich mit dir schlagen.“

„Ich geh' nur an's Fuchslotz hinüber; die kleine, schon lange abgedorrte Tanne will ich holen — du mußt bei der Mutter bleiben.“ Der Kleine zog die baumwollene Mütze ins Gesicht und war mit einem Sprunge im Walde verschwunden.

Mareile schaute noch lange unerschlossen nach der Stelle hin, wo die am Waldrande stehenden dichten Tannengebüsche hinter dem keden Bruder zusammengeschlagen hatten; endlich wurde es von den in sein Gesicht wehenden Flocken und dem eisigen Winde genöthigt in die Stube zurückzulehren. Die Mutter schlief noch immer; das besorgte Kind zog die Decke höher über dieselbe und begann darauf die Fensterriegen mit kleinen Lappen auszustopfen; dabei schaute es unruhig auf das einsame winterliche Feld hinaus und lief wieder zurück an die Thüre, ob es noch nicht die Tritte des heimkehrenden Brüderschens hören könne.

Aber es schaute und horchte lange vergeblich. In dem armen Stübchen ging keine Schwarzwälder-Uhr, die mit ihrem traulichen Tiktak die Zeit gemessen und die tödtliche Stille belebt hätte; diese wurde nur unterbrochen durch das hohle Pfeifen des Windes, der wie ein Gespenst in dem Häuschen herumrumpelte, flüsternd an den Wänden hinstrich und dann wieder plötzlich mit lautem Geschrei durch das Dach aufwirbelte. Sie und da seufzte die Mutter und sprach im Traum unverständliche Worte; vielleicht sah sie im Geiste ihren todten Mann, den Vater ihrer Kinder, der so gut gewesen und den sie so sehr geliebt hatte. Ach, seit seinem Tode war die Noth eingelehrt. Das arme Mareile konnte sich kaum noch erinnern, den Vater einmal gesehen zu haben. Er war vor acht Jahren mit den aargau-

ischen Truppen in's Feld gezogen, als die Landleute am Zürichsee, im sogenannten Bockenriege, sich gegen die Regierung empörten, und dort war er, wie es hieß, von Frevlerhand erschossen worden.

Das kleine Mareile wußte nun freilich von dieser Sage noch nichts; es fürchtete den Waldbogt bloß, weil er ein harter, erbarmungsloser Mann war, der dem Ruedeli mit Schlägen und Gefangenschaft gedroht hatte, wenn er ihn noch einmal mit der Axt im Walde treffe. Immer ängstlicher und banger wurde dem Kinde in der einsamen Stube; die Mutter schlief in halbbohnmäßigem Schlafe fort, als wollte sie nie wieder zum Leben aufwachen, und Ruedeli kehrte noch immer nicht zurück, obwohl er schon mehr als zwei Stunden fort sein mußte. Die Angst ließ Mareile keine Ruhe mehr. Horchend schlich es auf den Zehen von dem Fenster zur Thüre und wieder von der Thüre zum Fenster, und bebte erschrocken zusammen, wenn der Wind mit grellem Pfiß durch eine Ritze fuhr — es meinte jedesmal einen Hülfeschrei Ruedeli's zu hören. Endlich begann es bereits dunkler zu werden, und jetzt konnte das besorgte Schwesterchen seine Befürchtungen nicht mehr bemeistern. Vor Kälte und Angst zitternd band es ein kleines Tüchlein um den Kopf, warf noch einen Blick auf die schlafende Mutter und ging hinaus. Der Wind wehte ihm die dichter fallenden Flocken entgegen und fuhr mit schneidender Kälte durch seine Kleider, wie durch Spinnweben. „Laß deine Englein bei mir sein,“ betete es, als es in den im Winde rauschenden Wald trat, und eilte, so schnell als seine zitternden Füße es zu tragen vermochten, den wohlbekanntem Weg dem Fuchslotz zu.

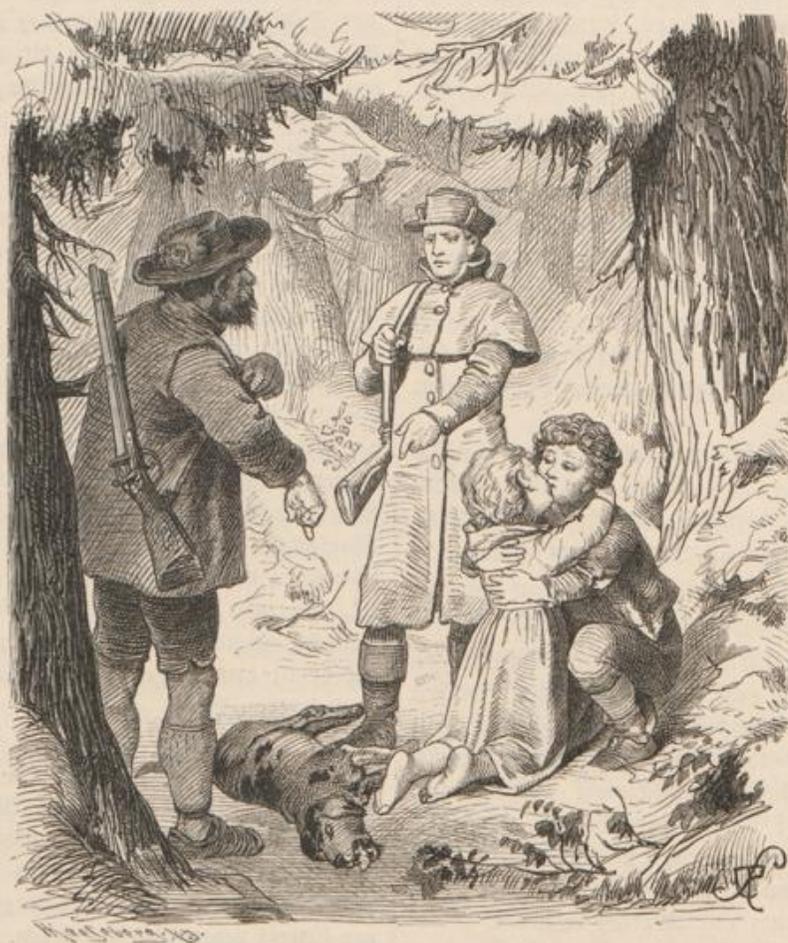
Kaum die Hälfte dieses Weges hatte das angstvolle Kind zurückgelegt, als es mit einem gellenden Jammergeschrei in die Knie sank. Da lag auf dem Boden ein abgehauenes Stück von jener kleinen abgedorrtten Tanne am Fuchslotz. — Mareile hatte sie auf den ersten Anblick an den harzigen Knorren erkannt. Daneben waren in dem zusammengetretenen Schnee frische Blutspuren sichtbar. „Ruedeli, Ruedeli,“ schrie das Schwesterchen, „der Waldbogt hat dich getödtet — Mutter, Mutter!“ Namenlose Angst und heftiges Weinen erstickten seine Stimme; schluchzend umfaßte es das abgehauene Stämmchen, als könnte es sich daran wie an einem rettenden Arme festhalten.

Plötzlich fühlte Mareile an seinem in die Händchen gedrückten Gesichte einen feuchten schnobernden Athem und eine starke Stimme rief: „Hieher, Prinz, hieher!“ Das Kind blickte auf's Neue erschreckt empor und neben ihm stand mit Flinten und Waib-

tasche ein schöner junger Mann, an einer langen Schnur einen Hund haltend. — „Warum weinst du so, Kleine?“ fragte der Fremde mit freundlicher Stimme; aber Mareile konnte vor Schrecken keine Antwort geben; der Hund stand ihm so nahe und schaute mit seinen großen, braunen Augen so neugierig drein, daß es sein Gesicht wieder mit den Händen bedeckte und mit halberstickter Stimme „Kuedeli, Kuedeli!“ rief. — „Zurück, Prinz!“ rief

denn hier? — Fürcht' dich doch nicht,“ sagte der Herr noch einmal.

Mareile begann nun zu erzählen, wie es seinen Bruder habe suchen wollen, „und den hat der Waldbvogt todtgeschlagen,“ schloß es, von Neuem in Thränen ausbrechend, indem es auf die Blutspuren wies. Der freundliche Jüngling bückte sich nieder und sagte halblaut: „Die Spuren sind noch frisch — der Schnee zertreten — such', Prinz!“ Der Hund



der Jäger, und sich auf das Kind niederbeugend, zog er ihm freudlich die erstarrten Händchen von den thränenvollen Augen weg. „Liebes Kind, fürchte dich nicht, der Hund thut dir nichts zu leid; — warum weinst du so? — hast du Hunger?“ Er zog ein Stück Weißbrod aus seiner Waidtasche und gab es der Kleinen. Mareile hatte in seiner Angst allen Hunger vergessen, aber die freundliche Gabe machte ihm Muth. Es schaute auf und erkannte in dem Jäger den Herrn, der droben vor dem Dorfe in dem großen Hause wohnte, wo es sich immer so sehr vor den Hunden gefürchtet hatte. — „Was machst du

schnoberte an den Blutflecken herum, hob dann den Kopf, wie nach etwas spähend, in die Höhe und begann so heftig zu zerrn, daß ihn der Jäger kaum von der Leine losmachen konnte. In wenigen Sägen war er, den Schweiß hoch in der Luft tragend, verschwunden. „Komm, Kind,“ sagte der Herr, „ich will dir deinen Kuedeli suchen helfen.“

Er faßte Mareile an der Hand; aber es vermochte vor Kälte und Angst nicht aufzustehen. Der Jäger hing seine Flinte über die Schulter, nahm Mareile auf den Arm und eilte mit starken Schritten vorwärts; manchmal stand er einen Augenblick

still und horchte. Jetzt erscholl weit unten aus dem Walde herauf Hundegebell. — Der Jüngling faßte Mareile in beide Arme und begann so schnell vorwärts zu rennen, daß dem Kinde fast Hören und Sehen verging. Das Hundegebell wurde immer heftiger; aber plötzlich, als sie an den Walbrand kamen, verstummte dasselbe und eine zornige Stimme rief: „Da liegst du, Bestie!“ — „Laß mich — zur Mutter!“ rief eine andere Stimme dazwischen. Mareile, das bisher ruhig und fast besinnungslos in den Armen des Jägers gelegen, wand sich auf und schrie: „Das ist Ruedeli!“ aber im nächsten Augenblick stand es auf den Füßen und schlang seine Arme um das Brüderchen, dessen Gesicht bleich und mit geronnenem Blute bedeckt war.

„Warum habt Ihr meinen Hund getödtet?“ fragte der Jäger den Waldbvogt mit barscher Stimme, als er den treuen Prinz mit zerschmettertem Kopfe im Schnee liegen sah.

„Weil er mich beißen wollte, Herr Brütel,“ entgegnete der wüßtbärtige, schielende Waldbvogt trotzig, indem er seine blutige Art an einem Tannenbusche abwischte.

„Weil er Euch beißen wollte?“ fragte der Jäger verächtlich; — „ich dachte, ein alter Soldat würde sich nicht so schnell vor einem Jagdhunde fürchten. — Wohin wollt Ihr mit dem Knaben?“

„Zuerst zum Kommissär in's Dorf hinaus, dann muß er in's Gefängniß als Holzdieb.“

Ruedeli, der sich überrascht und verwirrt von Mareile das Blut aus dem Gesichte hatte wischen lassen, trat bei diesem Worte rasch einen Schritt vor und blickte bittend auf den Jüngling, als wünschte er etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen. „Nun, — Kleiner?“ sagte Herr Brütel. — „Herr,“ sprach Ruedeli unerschrocken, „ich wollte kein Dieb werden; aber wenn ich nicht ein wenig Holz holte, so mußte die Mutter und Mareile erfrieren.“

„Ach Gott, wie wird die Mutter Angst haben, wenn sie erwacht,“ seufzte Mareile.

„Aber konntest du nicht anderswo, als gerade da im Walde, Holz bekommen?“ fragte Herr Brütel.

„Ich hat gestern den Waldbvogt um einen Arm voll und wollte ihm dafür arbeiten helfen oder Gänge machen, aber er gab mir keins.“

Der Jäger maß den Waldbvogt schweigend vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Blicke, der mehr Verachtung als Zorn ausdrückte. Der Waldbvogt, der diesen Blick verstand, sagte trotzig: „Ich kann meine Almosen geben, wem ich will, Alfred Brütel.“

„Aber du hättest ja zu jemand Anderm gehen

können,“ fuhr der Jüngling zu Ruedeli fort, ohne auf des Waldbvogts Worte zu achten.

„Ja, aber der Waldbvogt drohte mir, er wolle mich als Bettler einsperren, wenn ich anderswohin gehe um Holz zu heischen — er gebe Acht auf das Vagabundenpack, sagte er.“

„Warum hast du da Blut an der Wange?“

„Der Waldbvogt hat mich geschlagen, weil ich der Mutter das Holz nach Hause bringen wollte, bevor ich in's Gefängniß ginge.“

Des Jägers Gesicht übergoß bei diesen Worten eine dunkle Purpurröthe; er biß die Lippen zusammen und besann sich einen Augenblick. Darauf wandte er sich ab, faßte Ruedeli bei der Hand und sagte freundlich: „Kommt, Kinder, ich gehe mit euch zur Mutter.“ Aber der Waldbvogt, der seine Fassung bald wieder gewonnen hatte, sprang einen Schritt vor und rief drohend: „Herr Brütel, Ihr werdet Euch einer obrigkeitlichen Person bei Ausübung ihres Amtes nicht widersetzen wollen.“

„Gebt Euch keine Mühe,“ erwiderte der Jäger kalt, „Ihr wißt, wie ich heiße und wo ich zu finden bin.“ Diese Worte begleitete er mit einer Handbewegung, als ob er auf den Griff seines Waidmessers deuten wolle. Der Waldbvogt trat aus dem Weg und schaute den Abgehenden nach, bis sie dem Walbrande entlang im Dunkel des Abends verschwunden waren. „Herr Brütel, Herr Alfred Brütel, Ihr gebt einen prächtigen Rekruten unter die Ahtzehntausend,“ wummelte er grinsend und schnalzte dabei mit den Fingern, als ob er den köstlichsten Fund gethan hätte.

Böse Rathschläge.

Um die letzten Worte des Waldbvogtes zu verstehen, muß man wissen, daß obige Begebenheit in den ersten Tagen des Februars 1812 vorgefallen war. Damals war für Jünglinge und Eltern ein gar banges Leben in der Schweiz. Man konnte an Sonn- und Feiertagen Land auf- und abgehen und nirgends hörte das Ohr wie sonst die fröhlichen Lieder oder lustigen Geigentöne, die zum Tanze lockten. Der munterste Jüngling ging still und ehrbar seines Weges, wie ein weißhaariger Greis, ja noch stiller, und wenn der Abend hereingebrochen war, wagte sich noch kaum einer auf die Straße. Das hing folgendermaßen zusammen. Der Kaiser Napoleon rüstete gewaltige Heerschaaren, um nach dem fernen Rußland zu ziehen. Auf allen Straßen Europa's, vom Mittelländischen Meere bis an die Nordsee, zogen Kriegsvölker, um sich unter die Adler des gewaltigen Herrschers zu sammeln und, wenn

auch ungerne, seinen Winken zu gehorchen. Wie die Könige und Fürsten anderer Länder, so mußten auch die Regierungen der schweizerischen Cantone dem französischen Kaiser ein Heer stellen, oder wie es damals hieß, die Achtehntausend vollzählig machen. So nannte man nämlich ein Armeecorps, das die Schweiz seit vielen Jahren dem Kaiser Napoleon aus Landesföhnen in Sold geben mußte. Natürlich rissen die Schlachten, die in den Gebirgen Spaniens, auf den norddeutschen Ebenen und an den Ufern der Donau geschlagen wurden, alljährlich gewaltige Lücken in die Reihen dieser Achtehntausend, und diesmal sollten diese Lücken vollständiger als je wieder ausgefüllt werden, da der Kaiser all seiner Mittel bedurfte, um den mächtigen Herrscher von Rußland zu demüthigen.

Aber der Dienst unter den Achtehntausend war in der Schweiz, wie man sich leicht denken kann, von Allen gefürchtet. Es war nicht wie sonst, daß gleich ein Zug von kräftigen, kampflustigen Jünglingen versammelt war, wenn irgendwo die Werbtrommel erklang — denn es war in diesem Dienste wenig Ehre und Gewinn zu finden, diese behielten die Franzosen für sich selbst. Ungenannt und unbekannt lagen die Gebeine der Alpensöhne in fernen Ländern, und daheim darbteten die armen Eltern, die des arbeitenden Armes ihres Sohnes beraubt worden waren. Wer einmal über die Grenze zog, um unter die Achtehntausend zu gehen, der konnte noch einmal stille stehen und zurückschauen nach den fernen Bergen, oder nach seinem Dörfchen, das am blauen See oder am rauschenden Flusse unter Bäumen versteckt lag; er konnte im Geiste nochmals Abschied nehmen von seiner weinenden Mutter und all den trauernden Lieben, — er wußte ja doch, daß er sie schwerlich wieder sehen würde.

Darum hatten die Regierungen ihre schwere Noth, die nöthige Mannschaft aufzubringen; gezwungen ohne Veranlassung durfte keiner werden, und freiwillig wollte niemand gehen. Vergeblich wurden dem Aermsten reiche Handgelder geboten und goldene Versprechungen gemacht — er wollte lieber in der Heimat sein kärgliches Brot durch Arbeit verdienen, als in der Fremde in blutigen Kämpfen Wunden oder einen frühen Tod suchen; deswegen wurden Verordnungen getroffen, das unbedeutendste Vergehen eines Jünglings dadurch zu ahnden, daß er, statt mit Gefangenschaft oder Geldbuße bestraft zu werden, unter die Achtehntausend gesteckt wurde. Die Regierungen nahmen es dabei nicht so genau; sie waren froh, wenn die Gemeindebehörden nur die betreffende Anzahl Mannschaft

lieferten. Wie mancher wackre Bursche bezahlte ein fröhliches, nächtliches Rauchzen, oder ein muthiges Wort gegen einen ungerechten Vorsteher, wie es sonst einem freien Manne wohl erlaubt ist, durch ein unbekanntes Grab in den Schluchten der spanischen Gebirge oder in den Schneefeldern Rußlands! — Daher das trübe, traurige Leben in den sonst fröhlichen Thälern und auf den Alpen, daher die Angst in den Gemüthern, als ob der Todesengel einer Pest über dem Lande schwebte, und daher auch die schadenfrohe Drohung des hartherzigen Waldbvogts: „Herr Brütel, Ihr gebt einen prächtigen Rekruten unter die Achtehntausend!“

Als der Waldbvogt diese Worte gesprochen hatte, schlug er den Weg ein, der über das Feld nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe führte. Er spürte nichts von dem scharfen Winde, der noch immer über die Ebene heranziffte; er sah auch nicht, wie hier und da ein Stern mit klarem Lichte zwischen den jagenden Wolken niederschante —; er rieb sich vergnügt die Hände und murmelte: „Madame Brütel, jetzt hat Ihr Bulldogg, wie Sie mich gnädigt zu nennen belieben, einmal Zähne und wird beißen — verlassen Sie Sich drauf, Gnädigste.“ Bei diesem Gedanken wendete der Waldbvogt seine Schritte links, von wo aus einiger Entfernung Licht herüberschimmerte; fast athemlos gelangte er an das Haus, das hier einsam an der Straße stand. Es war ein alterthümliches, fast schloßartiges Gebäude mit einer weiten hohen Hofmauer umgeben, über welche jetzt blätterlose Linden ragten. Der Waldbvogt stand vor dem verschlossenen Hoftore still, schwenkte seine Pelzmütze im Winde und rief vor sich hin: „Madame Brütel, kocht noch eine gute Suppe für Euer Söhnlein, bevor es auf die Wanderschaft geht; sobald wird's nicht wieder heim kommen.“ Dann sprang er auf den Zehen an der Hofmauer hin auf die Straße nach dem Hofe zu.

Das erste Haus im Dorfe, an das er nach einer Weile gelangte, war eine neue stattliche Wohnung, von Stein erbaut, die mit dem rothen Ziegeldach sich sehr vortheilhaft gegen die strohbedeckten übrigen Häuser abhob. Der Waldbvogt trat rasch hinein in eine Stube, in der ein großer, breitschulteriger Mann in einer Zeitung las. Es war der allmächtige Amtmann des Dorfes, der übrigens mehr durch seinen Reichthum als durch die Liebe seiner Mitbürger so gewaltig war. Wie er zu diesem Reichthum gekommen, war eine zweifelhafte Sache. Als die Franzosen vor vierzehn Jahren in's Land kamen, war er noch ein wenig bemittelter Mann, der mit einem einspännigen Fuhrwerke wöchentlich

zweimal von Baden nach Aargau und Zofingen Waaren brachte. In der unruhigen Kriegszeit, während welcher auf dieser Straße ein mannigfaltiger und lebhafter Verkehr stattfand, vergrößerte sich sein Geschäft, und bald nach der Schlacht bei Zürich im Herbst 1799 fing er an sein neues Haus zu bauen, und warf dabei mit Geld um sich, als hätte er ganze Frachtwagen Bernerthaler heimgebracht. Zugleich wurde er ein Freund der Franzosen und als solcher ein Gegner der gestürzten aristokratischen Regierung von Bern. Das erhob ihn, nebst seinem Gelde, zum Vorsteher der Gemeinde und zum „Kommissär“; als solcher hatte er alle Requisitionen und Lieferungen, welche in der Umgegend für die französischen Truppen erhoben werden mußten, zu vollziehen und abzuliefern. Freilich wurde hie und da etwas gemunkelt, was kein günstiges Licht auf den neuen Gewalthaber werfen konnte. Es sei ihm von dem ehemaligen Bernerlandvogt auf Viberstein eine Kiste mit Geld anvertraut worden, die er mit seinem Fuhrwerke zu der österreichischen Armee vor Zürich zu bringen versprochen habe, und diese Kiste habe er unrechtmäßiger Weise für sich behalten. Daher rühre sein plötzlicher Reichtum. Das wenigstens hatte der alte Brütel, der Vater unseres Jägers, behauptet, und hinzugefügt, er habe Beweise dafür in Händen, von denen er bei gelegener Zeit Gebrauch machen werde. Später war der alte Herr bei einer Entenjagd in der Aare verunglückt und sein Leichnam erst einige Tage nachher aufgefunden worden. Seitdem hatte Niemand gewagt, über den mächtigen Kommissär Nachtheiliges zu äußern. Der Kommissär wußte aber, daß diese Beweise sich noch in den Händen des jungen Brütel befanden.

Sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, das Herz des Kommissärs war so kalt und hart wie dasjenige seines getreuen Untergebenen und Dieners, des Waldbogts. Als dieser in die Stube getreten, stellte er seine Art in eine Ecke und setzte sich dann an den Tisch.

„Wahrscheinlich hast du den armen Jungen, den Tannzapfen-Ruedeli, erwischt, daß du so wichtig thust,“ sagte spöttisch der Kommissär.

„Errathen“ — grinste der Waldbogt; „aber was würdet Ihr sagen, wenn ich zu dem armen Jungen noch einen reichen erwischt hätte, der erst kürzlich von der fremden Hochschule heimgekommen ist — so einen Rekruten für die Achtehntausend — wir haben ja Mangel daran.“

„Was willst du sagen, den jungen — —?“ rief der Kommissär von seinem Stuhle aufspringend; aber, als schämte er sich seiner voreiligen Hoffnung,

fügte er, sich wieder setzend, hinzu: „Nein, du bist ein zu alter Narr zu solch klugem Streiche. Doch komm,“ sagte er nach einer Pause ruhiger, „und erzähle, was mit dem Jungen vorgefallen ist.“ —

„Nun, nun,“ sagte der Waldbogt, „ich habe den jungen Herrn Brütel im Garne — er entwischt nicht mehr.“ Dann erzählte er den Vorgang im Walde. — „Was meint Ihr nun?“ schloß er, „hab' ich meine Sache nicht gut gemacht? Ich erschlug den Hund absichtlich, als ich merkte, welch Edelwild im Triebe sei, und wirklich — er kam ordentlich in's Feuer. Der Junge sieht ganz respektabel aus, wenn er im Zorne ist. Morgen früh laßt Ihr ihn kommen, wir nehmen die Geschichte zu Protokoll, das er unterschreibt, und dann morgen Nacht können wir das Vöglein einfangen.“

Der Kommissär hatte seinem Spießgesellen mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und durchmaß jetzt das Zimmer nach allen Richtungen in hastigen Schritten, als jagten ihn seine stürmischen Gedanken umher. Endlich blieb er vor dem Waldbogte stehen. „Hör,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „wenn der Streich gelingt, so hast du heute 100 Gulden Tagelohn verdient. Ist das Herrlein einmal unter den Achtehntausend, so sind wir sicher vor ihm; der Weg nach Rußland ist weit; — aber — er wird sich wehren.“

„Bah — wehren!“ entgegnete der Waldbogt aufstehend, „hat er das Protokoll unterschrieben, so lassen wir ihn durch Landjäger sicher nach Arau bringen — Widerseßlichkeit und Bedrohung einer obrigkeitlichen Person — Beschützung eines Diebes — das ist hoffentlich genug. Der Aristokratensohn wird ohnedies keine so mächtigen Gönner haben — und ist er einmal in die Rekrutenliste eingetragen, so mag er immerhin desertiren; nur um so besser — dann ist er vogelfrei. Glück auf morgen und gute Nacht.“

So trennten sich die beiden Männer, mit ihrem Tagewerk ebenso zufrieden, wie der edle Jüngling mit dem seinigen, der, nachdem er in der Hütte der Armuth Trost und reichliche Hülfe zurückgelassen, sorglos durch die Nacht seinen Heimweg suchte.

Die Aufschläge werden ausgeführt.

Alfred Brütel hatte am folgenden Morgen mit Hülfe seiner Mutter gerade einen Korb mit Kleidern und Lebensmitteln fertig gepackt, den er seinen armen Schülkingen in die Hütte am Walde schicken wollte, und suchte für Ruedeli noch nach einem Mäntelchen, das er selbst als Knabe getragen, als der Gemeindevote erschien und dem Jüngling den Befehl brachte,

ungefäumt vor dem Kommissär zu erscheinen. Die Mutter erschrak, daß sie an allen Gliedern bebte und anfänglich kein Wort hervorzubringen vermochte, bis sich ihre Angst in Thränen löste. — „Ach Gott, ach Gott!“ seufzte sie, ihren Sohn in die Arme schlingend; „er wird nicht ruhen, bis er mich zur kinderlosen Mutter gemacht. Ich armes, unglückliches Weib; er weiß, warum er dich fürchtet, und wird dich verderben.“

Es half nichts, daß der Jüngling alle möglichen Trostgründe vorbrachte. — „Meine Ahnung sagt mir zu gewiß, was er im Schilde führt,“ sagte die leidvolle Mutter; — „wenn Gott nicht hilft, so sind wir verloren.“ Und wieder sang sie bitterlich zu weinen an.

„Ich darf mich nicht von ihrer Angst anstecken lassen,“ sagte der Jüngling vor sich hin. — „Lebt wohl, Mutter — schickt den Korb gleich fort, sonst verderben die armen Leute; — in einer halben Stunde bin ich wieder da.“

Er trat rasch hinaus und mochte nicht mehr umkehren, obgleich er die bange Stimme hörte, mit der ihn die Mutter noch einmal zurückrief. Er spürte, daß ihn ihre liebevolle Angst befangen machen könnte. Wohl war es ihm bekannt, daß schon mancher arme Bursche des kleinsten Fehltritts wegen auf das Schlachtfeld geliefert worden, und er verhehlte sich nicht, daß sein gestriges Benehmen von einem feindseligen Richter schlimm genug gedeutet werden könnte. „Aber,“ dachte er, „wird er es wagen, mich so leicht anzutasten? Ohnehin ist der 15. Februar nahe, wo die Angeworbenen abmarschieren müssen — so lange kann ich die Sache verziehen und dann unparteiisches Gericht finden.“ Auf die Weise verscheuchte er seine sorglichen Gedanken und trat mit ruhiger Würde vor den Mann, gegen den er von Jugend auf einen so schweren Argwohn im Herzen getragen; aber fast mußte er sich zwingen seinen Zorn niederzulämpfen, als der Waldbvogt erschien und ihm mit spöttischem Lächeln einen tiefen Büchling machte. Er wendete sich stolz ab, ohne seinen Ankläger eines weiteren Blickes zu würdigen.

Unbefangen erzählte Alfred den Vorgang von gestern Abend, wie er vor seiner Seele stand, ohne das Geringste verheimlichen zu wollen.

„Ihr seid also geständig,“ fragte der Kommissär, „einen Diener des Gesetzes in der Ausübung seiner Pflicht verhindert zu haben?“

„Wenn der Diener des Gesetzes seine Pflicht darin sah, einen armen wehrlosen Knaben blutig zu schlagen — Ja!“

„Ihr seid ferner geständig, einen Waldfrevler

und Holzdieb absichtlich und mit Wissen geschützt zu haben?“

Der Angeklagte erkannte die Verfänglichkeit dieser Fragen recht gut; doch erklärte er ohne langes Besinnen mit fester Stimme: „Wenn ein Knabe seine kranke Mutter, die die Hartherzigkeit der Gemeindevorsteher dem Tode des Verhungerns und Erfrierens überläßt, durch Fällung eines abgedorrten Stämmchens zu retten sucht, und deswegen Holzdieb und Waldfrevler gescholten wird — ja, dann habe ich einen solchen geschützt.“

Der Kommissär und Waldbvogt verschluckten diese bitteren Pillen; sie waren genugsam verlüßt durch die stolze und unumwundene Beantwortung der vorgelegten heimtückischen Fragen. Ohne Anstand bestätigte der Angeklagte seine Aussagen durch seine Unterschrift. — „Ich habe meine Menschenpflicht gethan,“ sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst, „der Menschen Gesetze mögen sagen, was sie wollen.“ — Von diesem Bewußtsein gehoben, wartete er ruhig der Dinge, die da kommen sollten. —

Die Folgen dieser erfüllten Menschenpflicht waren in der armen Hütte am Waldrande deutlich genug sichtbar. Zwar piffte der Wind immer noch hie und da durch eine Fensterritze, immer noch wehte er die Halme auf dem kleinen Strohdache durcheinander, wie die Halme eines losen Strohbündels, und noch fauste er mit unheimlichem Tosen in den Wipfeln der Tannen, die ihre dunkeln Kronen über die Hütte hinausbeugten — aber die drei Bewohner der kleinen Stube waren nicht mehr die nämlichen, die wir gestern gesehen haben. Es war, als ob die vergangene Nacht die lange Grabenacht gewesen, aus der sie verjüngt und verklärt zu einem bessern Leben erstanden wären.

Die Mutter saß auf einem Stuhle am Ofen, durch dessen Wände ein prasselndes Feuer seine erquickende Wärme trieb. Bleich und matt sah sie allerdings noch aus; aber die Zufriedenheit und Hoffnung, die über ihrem Gesichte lag und ihre Blicke mit einem freundlichen Lichte belebte, ließen sie um zehn Jahre jünger erscheinen als gestern. Vor ihr, halb auf seinen Knien, halb auf ihrem Schooße, lag Mareile und hielt der Mutter lächelnd ein Stück Weißbrod entgegen. Am glücklichsten jedoch, aber auch drollig genug sah Kuedeli aus. Er stand am Fenster in einen kleinen, freilich etwas verschoffenen blauen Mantel gehüllt, der ihm jedoch herrlicher vorkommen mochte, als einem Könige sein Hermelin. Der Knabe schien viel größer als gestern, es war, als ob die von ihrer Last befreite Seele den Körper in die Höhe geschneilt habe. In den Händen hielt

er einen Brief, dessen Aufschrift er, wie mit Kennermiene, von allen Seiten recht sorgfältig betrachtete.

„Mutter,“ sagte er endlich, „ich bin nun doch schon über vierzehn Jahre alt und kann noch nicht Geschriebenes lesen; Gedrucktes — nun das hast du mich ein wenig lesen gelehrt; wenn ich nur auch in die Schule gehen könnte.“

„Wollte Gott,“ antwortete die Mutter; „aber warum möchtest du nun auf einmal Geschriebenes lesen können?“

„Ja, sieh,“ erwiderte Ruedeli ganz ernsthaft, den Brief in die Höhe haltend, „ich weiß zwar schon, daß da drauf steht: Herrn Doctor Schmuziker in Narau, und daß darin steht, er solle mir Arznei geben für dich; aber ich möcht's lesen können, so Buchstabe für Buchstabe, weil's der Herr Brütel geschrieben hat; ach, das ist ein Mann — nicht wahr, Mareile?“

„O ja, lieber und freundlicher als ein Engel im Himmel,“ meinte die kleine Schwester.

„Freundlich — freundlich!“ wiederholte Ruedeli mit wichtigem Kopfnicken; „freilich gegen dich und mich und die Mutter; aber wie hat er den Waldbvogt angeschaut — auch freundlich?“

„Nein, Mutter,“ sagte Mareile, „da hab' ich mich recht gefürchtet, da hat er ein erschreckliches Gesicht gemacht.“

„Ein Gesicht,“ fuhr Ruedeli eifrig fort, „ein Gesicht — ich glaube, so macht der Herr Gott eines, wenn er donnert und mit einem Blitze die höchste Tanne zusammenschlägt. — So schaute er den Waldbvogt an!“

Bei diesen Worten trat Ruedeli einen Schritt zurück, kreuzte die Arme über die Brust und funkelte mit seinen großen, dunkeln Augen unter den schwarzen Brauen hervor, daß gewiß der Waldbvogt selbst, hätt' er ihn jetzt gesehen, vor dem Knaben Respekt bekommen hätte.

Die Mutter betrachtete ihren Sohn eine Weile mit stillem Lächeln und ermahnte dann: „Gewiß, Kinder, der gute Herr ist uns ein Engel, den Gott in der größten Noth hergesandt. Wir dürfen unser Leben lang nie aufstehen oder schlafen gehen ohne für ihn zu beten.“

„Beten will ich für ihn all' Stund,“ fiel Mareile die Händchen faltend ein.

„Und ich will auch für ihn beten,“ meinte Ruedeli; „aber lieber möcht' ich, er wäre in einem brennenden Hause drinnen, wie's im Sommer in Lenzburg brannte; da wollt' ich hineinspringen und ihn aus dem Feuer heraus holen.“

„Gottloses Kind,“ strafte die Mutter, „du

wünschest deinem Wohlthäter ein Unglück, aus dem du ihn doch nicht retten könntest.“

Ruedeli lehrte sich, über diesen Gedanken halb erschrocken, gegen das Fenster und fing an mit den Fingern eifrig auf den Scheiben herumzutrommeln. „Nu,“ sumnte er vor sich hin, „so ist's nicht gemeint — bewahr! — Ich meine nur, wenn ich einmal so was thun könnte — 's wäre mir eine Freude! — Aber wißt ihr auch,“ begann er sich umwendend, offenbar froh, den peinigenden Gedanken los werden zu können — „wißt ihr eigentlich auch, warum ich gestern so lange fortblieb, bis mich dann zuletzt der Waldbvogt erwischte? — Seht, als ich an's Fuchslotz kam, fror ich so heftig, daß mir's unmöglich war das Beil festzuhalten; da ging ich an die Felsen hinunter in die Höhle — wißt ihr dort hinter den Erlen — um mich ein wenig zu erwärmen. Es ist so windstille und warm in der Höhle wie in einer Stube, und sie ist ganz mit trockenem Laub angefüllt. Finster ist's freilich drin — der Zugang ist so dicht mit jungen Tannen überwachsen, daß ich selbst ihn kaum finden konnte. Dort habe ich mich verspätet; drum erwischte er mich später. — Aber jetzt muß ich doch gehen, Mutter.“

Ruedeli trat einige Schritte, dröhnend wie ein bespornter Reiter, in die Stube vor und schaute dann lächelnd auf seine Füße nieder. „Ich meine, ich bin viel größer in den Stiefeln da, die mir der Herr Brütel geschenkt hat — das tönt, wenn man so daher geht. Und prächtig warm geben sie an den Füßen herauf; — aber springen könnt' ich doch nicht recht drin.“

„Du mußt noch warten, Ruedeli, bis du gegessen hast, ich lasse dich sonst nicht fort. Es ist jetzt bald fertig.“ —

Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als Ruedeli von Buchs her über das Feld nach Narau wanderte. Die Kälte war etwas gebrochen; aber schwere schwarze Wolken, die weit über die Höhen des Jura herabgingen, ließen eine frühe stürmische Nacht erwarten. Das kümmerte den kleinen Wanderer indessen wenig. Fest und aufrecht marschierte er in Stiefeln und Mantel einher, wie ein Junkerjähnlein; die Hoffnung, der Mutter schnellhelfende Arznei nach Hause bringen zu können, übergoß sein braunes Gesicht mit einem Glanze von Freude und Glück, wie er noch nie auf dem Antlitz des armen Knaben geleuchtet hatte; dabei dachte er an den Herrn Brütel, was das für ein herrlicher Mann sei, und bemühte sich eifrig demselben in Gang und Haltung nachzuahmen. — „Wenn nur der Doctor auch so freundlich ist,“ sagte er vor sich

hin; — „nicht daß ich mich fürchte, das thu ich in meinem Leben nicht mehr vor einem Menschen; der Herr Brütel hat sich vor dem Waldbvogt auch nicht gefürchtet; — aber ich denke, wenn der Doctor so recht freundlich ist, wird die Mutter eher gesund.“ —

Kuedeli mußte lange warten, bis er erfahren konnte, ob der Herr Doctor seinen Erwartungen entsprechen würde. Er sei ausgegangen, sagte eine hoffärtige Magd, Kuedeli solle da im Gange warten. Der Knabe setzte sich auf eine Bank und vertrieb sich die Zeit mit schönen Lustschlößern. Bald sah er sich hoch zu Ross mitten im Kriegsgetümmel; dort kam der Waldbvogt und wollte den Herrn Brütel mit einem großen Schwerte rücklings niederstechen. Kuedeli sprengte vor und mit einem Hiebe lag der Waldbvogt zu Boden geschmettert. „Du hast dich brav gehalten, Kuedeli,“ sagte Herr Brütel mit einem dankbaren Blicke, „ohne deine Hülfe wär' ich erstochen worden.“ Bald wieder sah sich Kuedeli als Herr und Gebieter auf einem hohen Schlosse, wo Alles von Gold und Silber funkelte. Da trat ein Mann herein, mager und bleich, in zerrissenen Kleidern. „Kuedeli,“ — sagte der — „ich bin der Alfred Brütel, der deiner Mutter einmal aus der Noth geholfen; jetzt hat mich der Waldbvogt und seine bösen Mithelfer um Hab und Gut gebracht — gib mir ein Almosen.“ „Heiliger Gott,“ antwortete Kuedeli, „Ihr seid der schöne, brave Herr Brütel — dem Himmel sei's geklagt, ich hätt' Euch nicht mehr erkannt. Wißt Ihr was? — Ein Almosen kann ich Euch nicht geben; aber da zieht meine Kleider von Sammt und Seide an und seid an meiner Statt Herr und Gebieter dieses Schlosses; ich will Euer treuer Diener sein. — Keine Widerrede, Herr Brütel, ich thu' es durchaus nicht anders; ich bin jetzt Meister. Meint Ihr, ich hab's vergessen, daß Ihr einmal den armen Kuedeli dem Waldbvogte abjagtet und ihm dann noch Stiefel und einen herrlichen Mantel geschenkt habt? — Nein, ich hab's nicht vergessen, wenn Ihr jetzt schon nichts davon sagt. Ich möcht' Euch nur umarmen und küssen, Herr Brütel, wenn ich's wagen dürfte.“

Dem dankbaren Kuedeli traten bei solchen träumerischen Gedanken Thränen in die Augen; er fühlte sich so selig, als wären sie wirklich schon zur Wahrheit geworden; er bemerkte nicht, daß der Abend bereits herein gebrochen war, bis endlich auf der Treppe sich Tritte hören ließen und zwei Herren in eifrigem Gespräche am Ende des Ganges erschienen.

„Ich sage Ihnen, Herr Doctor, es hilft nichts,“ sagte der eine der Herren, „der junge Brütel wird

unter die Ahtzehntausend gesteckt; die Landjäger sind bereits fortgefahren, um ihn herein zu bringen. Sein Vergehen liegt zu klar am Tage. Er selbst hat eingestanden und sein Geständniß durch Unterschrift bestätigt, sich gestern dem Waldbvogt gewaltsam widersetzt und einen Holzdieb beschützt zu haben. Es thut mir leid um ihn — er ist sonst ein wackerer Jüngling.“

„Aber mein Gott,“ sagte der andre Herr, — es war der Doctor Schmuziker — „aber mein Gott, er, der einzige Sohn seiner alten Mutter, der seine Studien soeben vollendet hat — ich bin überzeugt, bloß sein edles Herz hat ihn zu dem Fehltritte verleitet. Ist denn gar keine Rettung möglich?“

„Ich wüßte keine,“ erwiderte der Erstere, die Achsel zuckend; hätte er sich nur zehn Tage versteckt halten können — dann wäre die Gefahr vorbei gewesen und er vielleicht mit einer kleinen Buße davon gekommen. Jetzt ist's zu spät; die Landjäger sind abgegangen, und wir können keine Rücksicht nehmen, wir müssen die nöthige Anzahl Leute haben. In wenigen Tagen wird er über die Grenze gebracht und dann ist die Flucht unmöglich. Wohin sollte ein französischer Deserteur fliehen? Des Kaisers Arm reicht durch ganz Europa. Der Brütel und seine Mutter dauern mich; aber er muß nach Rußland. Leben Sie wohl, Herr Doctor, ich habe noch dringende Amtsgeschäfte.“

„Mein Gott, mein Gott,“ sagte der Doctor vor sich hin, dem abgehenden Herrn die Treppe hinunter nachschauend, „der arme, gute Alfred; wie konnte er nur so unvorsichtig sein — was wird das für ein Jammer werden!“

Kuedeli stand jetzt auf und wankte den Gang hinunter; er hatte von dem Gespräche keine Silbe verloren; aber die Worte: „der junge Brütel muß unter die Ahtzehntausend,“ sausten noch immer wie ein betäubender Donner Schlag in seinen Ohren. Jedes Kind verstand in damaliger Zeit den Sinn dieses Todesurtheils; man pflegte schon die Kleinen in der Wiege damit zu schrecken, und der unartigste und wildeste Knabe wurde zahm, wenn ihm gedroht wurde: warte, du mußt unter die Ahtzehntausend. Zudem hatte der klare Verstand Kuedeli's, dessen ganze Seele, all' sein Sinnen und Trachten ohnehin nur mit seinem Wohlthäter beschäftigt war, aus den wenigen Worten sogleich geschlossen, daß der gestrige Vorfall hier im Spiele sei.

„Was willst du, Kleiner?“ fragte der Doctor, durch Kuedeli's Tritt aus seinen Gedanken aufgeweckt.

„Wenn Ihr der Herr Doctor Schmuziker seid,

so hab ich hier einen Brief an Euch, vom jungen Herrn Brütel."

"Brütel? fragte der Doctor, den Brief heftig erbrechend und die Zeilen durchfliegend; „wer bist du?"

"Ich bin eben der Holzdieb von gestern, wie der Herr da sagte."

"Du?" staunte der Doctor, den Knaben vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend, — „du? der Holzdieb? — Hör'," fuhr er nach einigem Besinnen leiser fort, „ist dir der Herr Brütel lieb?"

"Lieber als mein Leben," antwortete Kuedeli ernst.

"Gut, so komm!"

Mit wenigen Sätzen war der alte Herr durch

den Gang weg, rannte in seiner Stube an das Pult und schrieb hastig einige Worte. „Hier, Kleiner, hast du einen Brief, den du dem Herrn Brütel überbringen sollst; aber springen mußt du, was deine Füße vermögen. Ich will dir deutlicher sagen, warum. Zwei Landjäger sind auf einem Wägelchen heraus gefahren, die den Herrn fangen sollen, weil er dir gestern geholfen hat. Vielleicht daß sie sich draußen im Wirthshause aufhalten und du ihnen zuvorkommen kannst. Kommst du aber zu spät, so zerreiß den Brief und sage keinem Menschen davon. Die Arznei für deine Mutter bringe ich morgen selbst. Hast du verstanden?"

"Ja, Herr Doctor," sagte Kuedeli entschlossen und slog die Stiege hinunter. (Schluß folgt.)

Aus den Liedern eines einsamen Wanderers.

Von

Friedrich Güll.



om Wandern müde kehrt' ich ein
In eines Dorfes Schenke,
Doch schmeckt mir nicht der süße Wein,
Denn leer sind Stühl' und Bänke.

Es pikt die Uhr, die Wirthin spinnt,
Der Staar duckt unter'm Ofen,
Und einsam meine Seele sinnt
Wie träumend dunkle Strophen.

Auf einmal les' ich rings umher
In meines Tisches Rahmen;
Tief eingeschnitten, kreuz und quer,
Der Freunde theure Namen.

Wie wird so heimisch jetzt das Haus,
So traulich mir die Kunde;
Ich schenke ein, ich trinke aus,
Und segne froh die Stunde.

Hat uns das Leben auch verstreut
Im Land nach allen Winden,
Ich feire mit euch allen heut
Ein fröhlich Wiederfinden.

Du mit dem schwarzen Vodenhaar,
Stets ernst und in Gedanken,
Der nun mit kühner Reiterschaar
Umschwärmt der Feinde Flanken;

Du mit den Augen blau und klar
Und kindlichem Gemüthe,
Der jetzt verkündet am Altar
Das Wort der ew'gen Güte;

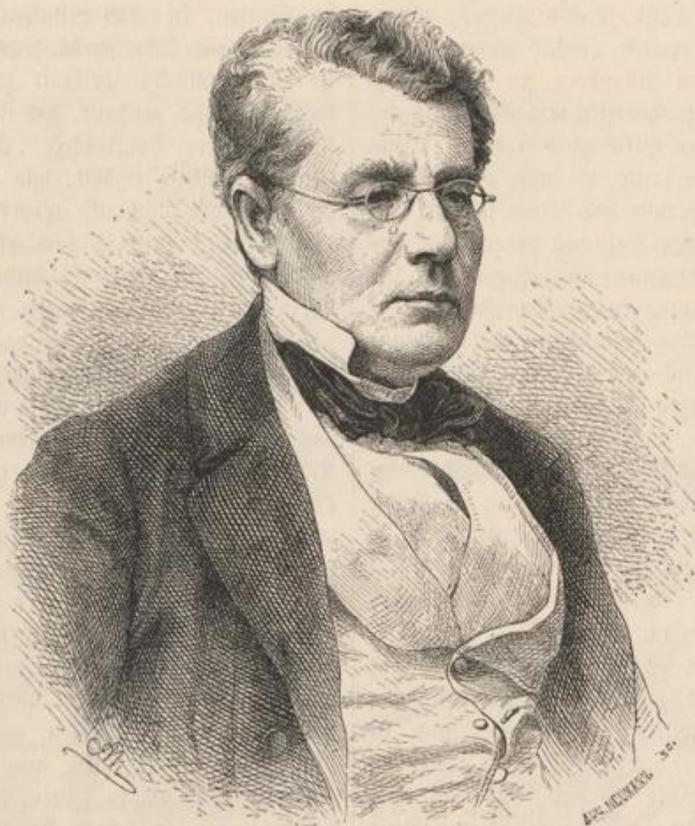
Und du, der schon als Knab' mit Fleiß
Den Nußbaum großgezogen,
Jetzt stehet in der Schnitter Kreis
In goldenen Kornes Wogen:

Euch Allen sei dieß Glas gebracht,
Mit Allen angeklungen,
Die einst der Jugendliebe Macht,
Der Jugend Lust umschlungen.

„Flucht vor dir her und deiner Schaar,
Und Sieg mit deinem Schwerte!" —
„Dir Frieden jetzt und immerdar,
Und Frieden deiner Heerde!" —

„Und Segen dir in Feld und Haus!" —
„Und — ew'ge Ruh' den Todten!"
So bring' das volle Glas ich aus
Und leer's bis auf den Boden.

Mein traurer Tisch, o möchtest du
So gastlich Jedem grüßen,
Und ihm die kurze Wanderruh
Wie heute mir versüßen.



Joseph, Ritter von Führich.

Geb. 1800, gest. 1876.

Von

Max Jordan.

Mit dem Portrait und Compositionen des Künstlers. *)

(Für die älteren unserer Leser.)

Der Mann, dessen biederfreundliches Antlitz über diesen Zeilen steht, ist wohl allen Lesern der „Deutschen Jugend“, groß und klein, längst bekannt. Oft haben Schöpfungen seines Griffels unsere Blätter geziert; immer waren es tiefernste Gegenstände, die zwischen Spiel und Scherz zerstreut, die Aufmerksamkeit mit geheimnißvoller Macht an sich zogen, wie Glockentöne, die mitten im lauten Geräusche des Tages an unser Ohr schlagen, erst leis, dann mächtiger, bis man gar nichts Anderes zu hören meint als sie.

Der Gott, dem Joseph Führich mit Herz und Hand gebient, hat ihm das schöne Loos bescheert, bis mitten in die siebenziger Jahre des Lebens rüstig schaffen zu können, ein wundervolles Geschenk für den seelenreinen Menschen, der alle Tage für den Himmel bereit war. In der Befriedigung, die sein Wirken ihm verschaffte, in der Wonne ununterbrochener Thätigkeit zum Lobe des Höchsten hat er den Vorgesmack des Paradieses empfunden.

Er war ein mächtiger Prediger im Worte. Seine Blätter, in zahlreichen Büchern weit verbreit-

*) Die beigegebenen schönen Blätter sind einigen der bedeutendsten Illustrationschöpfungen des Meisters entnommen, das erstere dem großartigen Bilderwerke „Der Psalter“, das folgende den Compositionen, mit denen der tief sinnige Künstler „Thomas a Kempis Nachfolge Christi“ verherrlicht hat. Außer diesen Hauptwerken gehören die herrlichen Darstellungen zum „Buche Ruth“, „Der verlorne Sohn“ und die beiden größeren Bildercyklen: „Er ist auferstanden“ und „Der Bethlehemitische Weg“, zu den erhabensten Schöpfungen Führichs, die durch den Stich resp. Holzschnitt Vervielfältigung gefunden haben.
Der Herausgeber.

tet über das deutsche Land, haben überall, wohin sie kamen, die Herzen erweckt, ähnlich jenen wunderbaren Bilderbogen von Nürnberg, in denen einst Albrecht Dürer seinen Zeitgenossen mit tief eindringender Sprache die heiligen Geschichten erzählte. Wenn aber uns Menschen von heute, die wir, ob im Lenze der Jugend oder im Herbst des Alters stehend, alle etwas empfinden von der Hast des Lebens, die das Jahrhundert der Eisenbahnen nun einmal mit sich bringt — und besonders in großen Städten —, wenn uns solche Gebilde Fährichs vor die Augen treten, dann erfüllt uns eine tiefe Sehnsucht nach der ruhigen, gleichmäßigen Stimmung des Gemüthes, aus welcher sie stammen, nach der weihervollen Sammlung der Sinne und des Geistes, die sie ausströmen. Aber der Künstler, der sie schuf, ist kein Einsiedler gewesen, er hat im werththätigen Leben gestanden, ja in großen Städten gelebt — nur eben ohne sich mit fortreißen zu lassen, sondern in sich beruhend als einer von den „Stillen im Lande.“

Wie wird man denn ein Künstler? So hat sich der Knabe Fährich, eines armen böhmischen Landmalers Sohn, freilich nicht gefragt und ist vielleicht deshalb einer geworden. Den bildenden Künstler aber macht nichts Anderes, als was auch den Dichter dichten lehrt: das Herz, das von Einer Empfindung ganz erfüllt ist. Wenn Fährich als Kind in den Tannen- und Fichtenwäldern seiner Heimath umherschlenderte, dann zu Berge stieg und weit ins Land hinaus sah — mütterseelenallein, da ist es zuweilen über ihn gekommen wie ein himmlisches Gesicht. Wer hat nicht auch einmal den wunderbaren Eindruck empfunden, den alle Dinge in freier Natur auf uns machen, wenn man, auf würzigen Rasen oder tief in wogendes Korn hingestreckt, nur die obere Sphäre der Erde gewahrt wird. Alle Gegenstände nehmen dann ein seltsames Licht an, Fernen werden nah und Nahen fern, der Himmel mit seinen ziehenden Wolken senkt sich leise, leise, fast greifbar zu uns nieder — dort eine Grille im Gras oder die Lerche hoch oben, da der Rauch eines Häuschens oder — wie es der böhmische Knabe oft gehört — die Fiedel im Dorfe: in solchen Stunden feiert die Seele ihren wahren Sabbath, eine Welt von Gestalten kehrt bei ihr ein, ein entzückendes Gefühl des Daseins kommt über uns, wir dünken uns frei und leicht und gut, und eine Bekommenheit, die dich weder zum Weinen noch zum Lachen kommen läßt, verkündet dir: Gott ist um dich.

Wem solche Empfindung oft begegnet, der wird ein Künstler — gleichviel, ob er in Klängen oder

in Worten, in Steingestalten oder in Form und Farbe auszudrücken strebt, was ihn bewegt. Fährich ist dieses Glückes theilhaft gewesen, und was er halb träumend geschaut, hat sich ihm eingepägt mit unverlierbarer Deutlichkeit. Er selbst aber hat in rührender Weise erzählt, wie er von Kindheit auf die schöne Welt sich nie anders habe denken können, als mit jenen Denk-Zeichen erfüllt, welche die Kirche namentlich in seinem katholischen Heimatlande überall den Menschenkindern vor Augen stellt, um sie zu allen Stunden an das Heil der Seele zu mahnen. Aber wo Tausende ihr Gebetsprüchlein oder den ihnen selbst nur halb verständlichen Heilgruß vor den Gnadenbildern murmelten, da wurde der Knabe, wenn er an der Hand seines frommen Vaters über Land ging, tief gerührt, so daß ihm jene Gewohnheit, die heiligen Stätten zu besuchen, immer lieber wurde und immer größere Bedeutung gewann. Wie nach der Erzählung der Schrift den Jüngern auf brausendem Meere Christus über die Wasser zuschritt, so leuchtete ihm in dem Wirrsal des Lebens, aus Irrthum und Zweifel überwältigende Gewißheit in den heiligen Geschichten, welche von der Erlösung der Menschheit erzählen, und er gab sein ganzes Wesen daran, um in seiner Sprache dieses Heil zu verkündigen. In seiner Phantasie flossen Religion, Kunst und Natur zu einem Ganzen zusammen. Alle natürlichen Gegenstände, die er sah, bekamen höhere Weihe, das Heilige wurde ihm natürlich, und über Beides wob sein poetisches Gemüth den Schleier der Schönheit. Der Frühling brachte dem frommen Knaben die Vorstellungen der Auferstehung, der Herbst das Allerseelenfest mit seinem ernstem Sinn, der Sommer die Pfingstbilder, der Winter die Advent-Erzählungen vor die Seele. Vielleicht das Erste, sagt er selbst, was er mit Kindes Händen im Wilde zu gestalten versuchte, war die Weihnachts-Krippe.

Tausend- und tausendmal sind diese lieblich-ernsten Vorgänge von Bildnern und Malern dargestellt worden, und immer kommen neue Darstellungen hinzu. Erschöpfen sie diesen Quell nicht? Warum sehen wir denn, daß die Künstler aller Jahrhunderte immer und immer wieder zu den biblischen Gegenständen zurückkehren? Nicht allemal deshalb, weil sie besonders gläubige Menschen sind, sondern aus einem andern Grunde.

Wenn man die Gegenstände, welche von der Kunst am liebsten behandelt werden — die Mythologie, die Geschichte, die Bibel — untereinander vergleicht, so bemerkt man, daß die Erzählungen des alten und neuen Testaments, besonders die der mosaïschen Ueberlieferung, einen Vorzug vor jenen

vorans haben, welcher für den Künstler von großer Wichtigkeit ist. Wer berichtet, will vor allen Dingen deutlich machen, — der Maler aber muß sich im engen Rahmen seines Bildes zusammenfassen; er



verstanden sein. Der Erzähler oder Dichter kann in reichhaltigem Wort sich seinen Hörern oder Lesern | kann nicht Erläuterungen und Erklärungen geben, und darum wird er darauf bedacht sein, recht ein-

fache Gegenstände zu wählen. Was aber wäre der Mehrzahl der Menschen so vertraut wie die heilige Griechenlands oder als Kaiser und Könige, Feldherren und andere hervorragende Persönlichkeiten



Geschichte? Auf den ersten Blick erkennen wir die großen Gestalten des alten und neuen Testaments weit leichter als die schönen Götter und Göttinnen der Weltgeschichte. Was das biblische Bild vorstellt, ist uns fast auf den ersten Blick schon klar; die Gegenstände selbst sind so einfach, daß sie auch der

sogenannte Ungebildete versteht: Vater, Mutter, Kinder, ein König, ein Volk und über ihnen Ein Gott — das sind die Bestandtheile, aus denen sich das biblische Gemälde zusammensetzt. Und in den Erzählungen handelt es sich um Dinge, die fast jeder Mensch einmal selber erfahren: um gute und böse That, um Wahrheit oder Lüge, um Glauben und Misglauben. Deshalb übt aber auch der Maler religiöser Gegenstände die schönste Wirkung, er erfasst unser Herz in seinen Tiefen — gleichwie das einfache Wort des Evangeliums tiefer eindringt als alle Kunst der Poesie.

Joseph Führich besaß jenes geläuterte Gemüth, in dem sich der Widerschein der Dinge stets wie auf reiner Spiegelfläche darstellte, und er besaß die Kraft der Andacht, das, was seinem innern Auge erschien, in voller Lauterkeit und Schöne zu gestalten. Bei seiner gläubigen Versenkung in die Schrift wurden ihm denn nun diese Erzählungen zu Ereignissen, die er selbst erlebte. Er frohlocte mit den Hirten an der Wiege im Stalle zu Bethlehem, weinte mit den Getreuen unter dem Kreuz auf Golgatha — ja, wie er sie Schritt für Schritt begleitete, diese lieben heiligen Menschen, erfuhr er auch mehr, als wir Andern aus den Büchern lesen. — Er sah den Knaben Jesus, wie er zum ersten Mal voll froher Kindesgedanken Jerusalem an der Seite seiner Eltern betrat, sah ihn seinem Vater helfen bei der Arbeit; er sah dann die Qual des heiligen Dukters und was ihr folgte. In jener großen Nacht, da Jesus, von seinen Feinden bewältigt, zu Grabe getragen war, geht der Künstler unsichtbar mit dem römischen Hauptmann an die verschlossene Felsengruft und harret mit ihm sinnend, indeß fernab die Soldaten der Wache aufgeregt von dem Ereignisse sich erzählen; er begleitet die beiden betrüb-

ten Männer, die am nächsten Tag gen Emmaus wandern, mit der Qual im Herzen, daß ihre Hoffnung, die sie auf den Propheten aus Nazareth gesetzt, nun doch zu Schanden geworden durch seinen Tod; alle diese Scenen sind von ihm dargestellt worden.

Und mit gleich innigem Antheil mischt sich unser Künstler unter das Volk des alten Bundes. Niemals hat einer das Buch Ruth mit gleich liebevollem Verständniß gelesen wie Führich. Denn vor seiner Einbildungskraft bezieht sich diese rührende Geschichte von dem treuen moabitischen Weibe noch einmal, als wäre sie heut oder gestern geschehn. Auch das schöne Gleichniß vom verlorenen Sohn hat er in solcher Weise, in einer Reihe von Darstellungen bildlich wiedererzählt, und da erkennen wir, wie die frühesten Eindrücke seiner Jugend sich verbinden mit den gereiften Gedanken des Alters: überall sind die Menschen, die er uns zeigt, heimisch in der schönen Natur, in der sie wohnen und walten. Wir sehen in Führich's Blättern zugleich Städte und Landschaft an uns vorüberziehen, so deutlich und wahr, daß wir meinen, wir wären schon selber in ihnen gewandelt.

Von äußeren Schicksalen Führich's ist wenig zu melden. Bescheiden und eifrig seiner künstlerischen Arbeit hingegeben, lebte er in Prag und später in Wien, nachdem er sich durch einen längeren Aufenthalt in Italien und durch den Umgang mit gleichgesinnten deutschen Meistern in der Welt von Gebilden und Gedanken heimisch gemacht, die immer mit ihm ging als seine geistige Wohnstätte. Göttliche Schönheit, vollkommene Reinheit, lautere Wahrheit im Dienst der Kirche und des Glaubens auf Erden zu verbreiten: das war der Inhalt seines gesegneten Lebens.

Sprüche von Emanuel Geibel.

Das ist die Wirkung edler Geister:
Des Schülers Kraft entzündet sich am Meister,
Doch schürt sein jugentlicher Hauch
Zum Dank des Meisters Feuer auch.

Was gereift in stiller Stunde,
Erst ein aufhorchsamtes Ohr
Lockt's aus deines Busens Grunde
Wie der Lenz die Saat hervor.

Süß ist's den Reiz der Welt zu saugen,
Wenn Herz und Sinn in Blüte stehn,
Doch süßer noch mit deines Kindes Augen
Die Welt noch einmal frisch zu sehn.

Stets zweischneidig ist große Kraft;
Willst du sie fesseln deswegen?
Lieber was sie dir Uebles schafft,
Nimm in den Kauf zum Segen.

Das Wild des Waldes.

Von

Adolf Müller.

Mit einer Illustration von G. Mühel.*)



1. Der Strauchdieb.

Die Waldblässe herüber rennt ein halbwüchsiges Häschen, was es laufen kann. Gleich dahinter her huscht eine rothe lange Gestalt. In ein paar Sägen hat sie das Häschen im Rachen, das erbärmlich klagt.

Der Räuber ist eine Füchsin. Das zeigt uns ihr magerer Leib, dessen Balg (Pelz) von der Zungenpflege und dem unruhigen Hin- und Hertreiben nach Raub für die Kleinen sehr abgenutzt ist. Die grauweißen und schwarzen Spitzen über den Rücken hin, die der männliche Fuchs so wohl-erhalten trägt, fehlen, und nur hin und wieder hat sich ein Fleck solcher Haare an dem schmutzig rothen Leib erhalten. Nur die Ruthe oder Lunte (Schwanz) ist dick und buschig geblieben und endigt in der weißen Spitze oder Blume. Die Läufe haben sich von den Knien abwärts in der schwarzbraunen Färbung ihrer kurzen Haare erhalten. Auch die Schnauze hat die weißen Lippen mit dem schwarzen Strich beiderseits über den Schnurren. Die Wangen und die Halskrause schimmern weiß, doch die Unterseite erscheint in ihrer grauweißen Trübung. Aus den grüngelben schiefen Augen leuchtet die Siegesfreude über den eben verübten Raub an dem jungen Häschen.

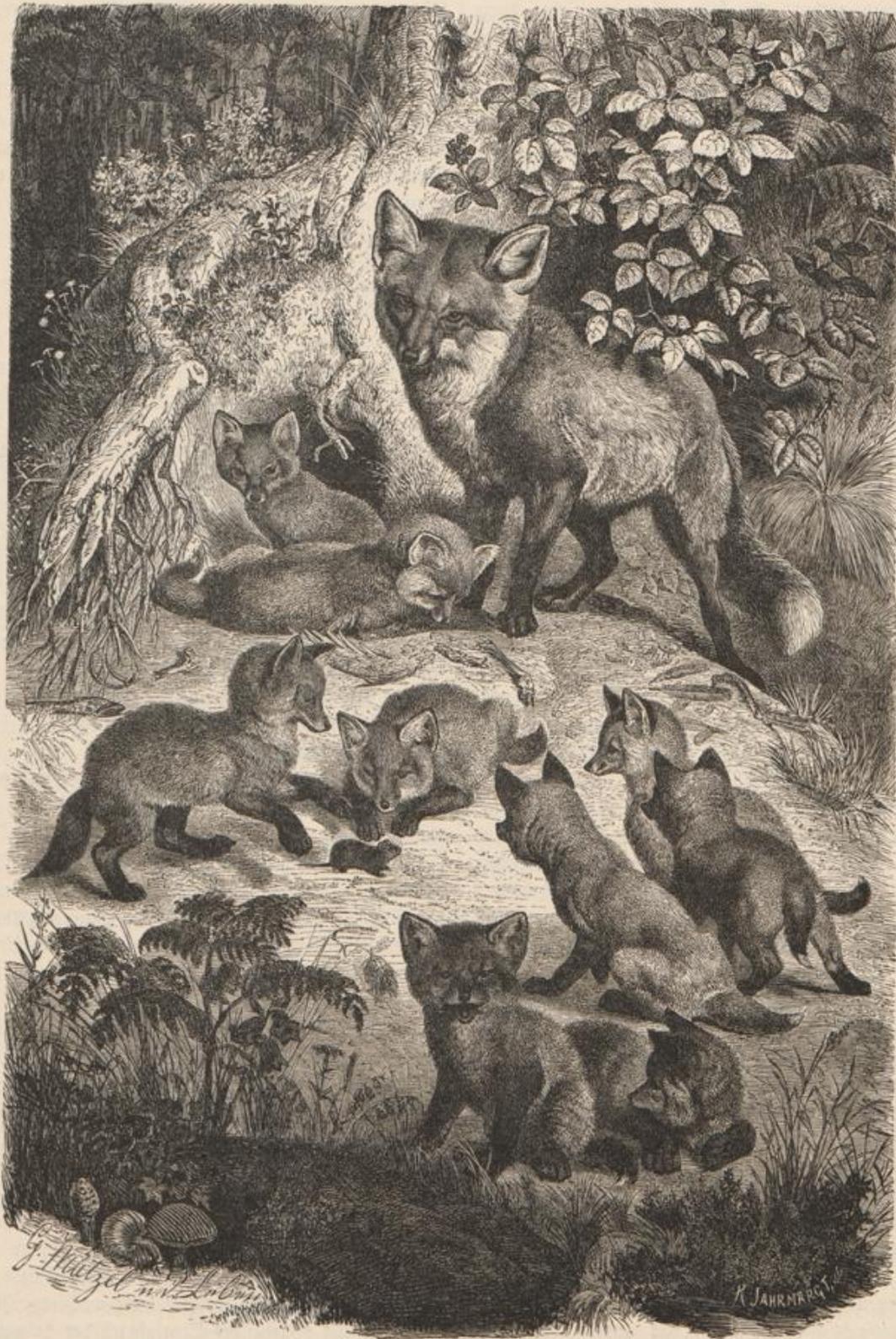
Da steht vor uns das leibhaftige Bild des vollendeten Strauchdiebs der Wälder. Das Thier hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit unfrem Spitz, und erweist sich äußerlich schon als ein Vertreter der Familie der Hunde (Canes) in der Ordnung der fleischfressenden Raubthiere (Rapacia), in welcher sich der Fuchs mit einem besonders ausgeprägten Raubsinn kennzeichnet.

Unruhig dreht sich die etwas erhobene Ruthe der Füchsin hin und her, und bei dem Klagen des Opfers im Rachen hebt die Räuberin nach allen Seiten den Kopf mit gespitztem Gehöre. Nachdem die Umgegend ausgesichert, schleicht sie dem Gebüsch

zu. In diesem tragt sie ihren gewohnten, ausgetretenen Pfad (Paf) einen Hang hinab zu einem Rain. Sie steht plötzlich still. Hier ist unter Strauchwerk und einigen alten Waldbäumen der Bau der Füchsin, die berühmte Feste Malepartus, wie sie uns schon aus der alten Thiermäre „Reinecke der Fuchs“ bekannt ist. Wir zählen in einem Umkreis von 10—15 Schritten ungefähr sechs Löcher, welche in die Erde gehen. Das sind die Röhren oder Ausgänge des Baues. Diese durchkreuzen sich hin und wieder unter der Erde, und die Hauptröhren führen gewöhnlich zu einer sackförmigen Erweiterung, dem Kessel. Hier stecken die jungen Füchschchen, das Gehech genannt. Im April geboren oder geworfen, sind sie Anfang Juni schon tapfer und verlassen Mittags und Abends den Bau zu Spiel und Kurzweil.

Auf einen murksenden Ton der Füchsin erscheinen wie Berggeister die jungen Füchschchen, eines um das andere, in den Ausgängen. Mit lebhaftem Feuer leuchten ihre schiefstehenden Augen. Aber noch tragen die Thierchen nicht das ausgeprägte Bild ihrer Alten. Ihre Körperfarbe ist noch grau, kaum hier und da mit einem gelbbraunlichen Anhauche versehen. Nur die wolligen Rütthchen tragen das weiße Abzeichen, das Blümchen. Noch sind die Köpfe dick und die stumpfe Schnauze hat sich noch nicht bezeichnend zugespitzt. Immerhin aber bekundet das junge Volk schon die Fuchsnatur. Das gewahrt man jetzt, wo die Alte auf die Mitte des Baues tritt und das Gehech den Raub bemerkt. Wie ein Wirbelwind Blätter bewegt, so fährt von allen Seiten das junge Volk aus den Röhren nach der Alten hin. Diese aber ist mit einem Satz aus dem Bereiche ihrer Kleinen, die sogleich hurtig der Mutter folgen. So geht's sprungweise bald hier-, bald dorthin. Immer bewegter und wilder wird das Fliehen der Alten und das Nachfolgen und Hafschen der Jungen. Endlich im Höhepunkt des Eifers läßt die Füchsin das Häschen fahren. Dieses ist

*) Die schöne lebendige Darstellung, welche diesem anziehenden Thierbilde unfres verehrten Mitarbeiters beigegeben worden ist, wurde uns vom Bibliographischen Institut in Leipzig, als eine Probe aus der soeben erscheinenden zweiten Auflage von Brehms klassischem Buche „Das Thierleben“, in bereitwilliger Weise zur Verfügung gestellt. Das ausgezeichnete, einzig dastehende Werk findet in seiner eingehenden Umarbeitung die lebhafteste Anerkennung aller hervorragenden Fachgelehrten. Wir vermögen dem einstimmigen Lob der Kenner nichts hinzuzufügen und benutzen nur die Gelegenheit, den Erwachsenen unter unsern Lesern das, auch in seinen Illustrationen unübertroffene Werk auf das Wärmste zu empfehlen. D. S.



nur mattgedrückt und will sein armes Leben durch Entrinnen retten. Es kann aber nur eine kurze Strecke fort, und im Nu haben es die Füchschchen erhascht. In einem Haufen übereinander sind diese auf das Opfer gestürzt und zausen es nach allen Seiten grausam hin und her. Bald entsteht ein Gemurr unter dem jungen Raubvolk, dessen Blutgier mit jedem Augenblicke wächst. Schon sind einige Geschwister an einander gerathen und zeigen in ihrer Verbissenheit den Ingrim und die Wuth echten Raubgesindels. Aber zwischen die Streitenden hinein fährt die Alte und hat flüchtig den Raub ihnen wieder entrisen. Nun geht das Zagen und Haschen wieder von neuem und mit verdoppeltem Eifer an. Endlich hat eins vom Geheck glücklich das Hintertheil des Häschens gefast und nun beißen sich von allen Seiten auch die andern in das Opfer ein. Die Alte hilft zerfleischen, und in wenigen Minuten ist der Raub zerrissen und unter das Geheck von der Mutter vertheilt. Jeder der jungen Strauchdiebe hat sich nun mit seinem Fegen vereinzelt und hält seine Mahlzeit hinter Strauch und Gebüsch oder in den Röhren des Baues. Auf ähnliche Weise spielt das Geheck mit Geflügel und dem vielfältig von der Alten herbeigeschleppten kleineren Raube, wie mit der Maus auf unsrem Bilde.

Keine fünf Minuten sind verflossen, so kommt eines und das andere des Gehecks wieder zum Vorschein. Da hat ein junger Fuchsbruder neckisch sein Schwesterchen am Rütchen gefast. Das gerupfte dreht sich stül um und zaut das Brüderchen am Kragen. Ein anderes fährt aus dem Hinterhalt und erfast eines der zwei zuerst an einander gerathenen.

Jetzt kommt ein viertes hinzu und gleich darauf das ganze Volk spielend hinter einander her. Zuerst geht es Haschens um einen Felsblock des Baues herum auf dem tief ausgetretenen Pfade, der von der Häufigkeit dieser Spiele zeugt. Die Mutter selbst ergreift jetzt auch die Spiellust. Sie legt sich zur Seite und wälzt sich bald mit einem Paar ihrer Kleinen auf dem Bau. Hier gibt sie einem mit der Pfote eine Ohrfeige, dort zaut sie unversehens ein anderes; jetzt auf einmal springt sie auf und flüchtet vor den ihr nachellenden, läßt sich aber einholen und entwischt ihnen dann wieder. Nun beginnt sie Springübungen mit den Kleinen, die sich bald als aufgeweckte Schüler ihrer Lehrmeisterin zeigen. Hier ist ein Stein von derselben zum Ueberfegen gewählt. Mehrmals springt sie über, bald versucht's eines, dann das andere, bis zuletzt die ganze Gesellschaft es der Mutter nachthut. Dort wird nun eine Mulde ausersuchen. Hopp! da setzt

die Alte darüber. Hopp! jetzt springt ein gelehriges Füchschchen auch hinüber, nun machts ein anderes nach, und nun geht's hopp! hopp! hopp! hopp! die ganze Reihe der Geschwister durch. Aber auf einmal hält die Fuchsmutter inne, reckt den Kopf und stößt einen eigenthümlichen bellenden Ton aus. Das ist der Warnruf. Sie hat mit ihren scharfen Sinnen eine nahe Gefahr entdeckt, und, wie vom Sturmwind zerstoßen, ist das Geheck im Bau und die Füchsin im Gebüsch verschwunden. —

Doch wo bleibt — fragen wir — bei der Pflege und den Spielen der Jungen der Vater, der alte Fuchs? In den Naturgeschichten aber dürfen wir Fragenden uns nicht Rath's erholen. Denn da heißt's, daß Fuchs und Füchsin den Jungen emsig Nahrung zutragen und auf dem Bau mit ihnen spielen. Davon ist aber kein Wort wahr. Der alte Fuchs oder Rübe ist der schlechteste Familienvater, den man sich nur denken mag. Er weiß in der Regel gar nichts von seinen Jungen, und wenn er auch von ihrem Vorhandensein weiß, so bekümmert er sich nicht um sie, geht vielmehr der Füchsin und dem Geheck aus dem Wege. In einem Dickicht oder einsamen Baue oder auf dem weichen Moos eines Felsengerölles lungert er den Sommer herum und schleicht seinen eignen heimlichen Wandel. Er ist von der stärksten Eigenliebe besessen, meidet jede Gemeinschaft mit seinesgleichen und gönnt keinem andern den Raub als sich selber.

Ende Juni oder im Juli finden wir das halbwüchfige Geheck schon im Walde vertheilt. Um diese Zeit führt es die Alte gern in's Getraide der Felder oder in Remisen und bebüschte Raine. Jetzt ist der junge Fuchs schon das leibhaftige Kleinbild der Alten. Sein Gesicht hat den Gaunerausdruck. Die Augen stehen schief und glänzen in gelbgrünem Feuer, die Schnauze hat sich ausgespißt und das Köckchen hat ganz die Färbung des Balges der Eltern. Das Nefligchen bis hinunter zur Maus, das Geflügel des Waldes, Feldes und Hofes, die Raupe, der Käfer und der Wurm am Boden, der Schmetterling in der Luft, der Krebs und Fisch im Wasser, das Obst des Gartens und des Feldes, die Traube des Weinbergs — Alles ist vor der Räuberhand nicht sicher.

In der Schule der Alten wächst so die junge Gesellschaft heran zu einer in Diebstkünsten und Räubereien aller Art bewanderten Sippchaft. Im Spätherbst steht unser ziemlich ausgewachsener Fuchs schon als ein angehender Strauchtrieb der heimischen Wälder da. Doch von jetzt an bethätigt er sich oft von einer ganz andern Seite als vorher. Wenn es

nämlich viele Mäuse gibt, dann sehen wir ihn allabendlich oder auch vielfach schon bei Tage in den Feldern herumschleichen. Wie er da auf den Aedern vorsichtig mit lang gezogenem Leibe vorfrücht und mit einer blitzschnellen Wendung oder einem Satz da und dort eine Maus erhascht! Anfangs verzehrt er die Mäuse mit Haut und Haaren. Etwa 18—20 reichen zu seiner Sättigung auf Stunden hin. Die fängt er etwa in einer Stunde. Dann raubt er aus bloßer Mordlust oder Vergnügen an der Mausjagd. Von jetzt an läßt er die todtgebissenen Mäuse liegen und setzt seine Jagd oft Stunden lang unermüdet fort. So pflegt er sich im Mäusejagen des Herbstes weidlich, und er geht in den Winter dann als ein wohlgenährter, dickbebalgter rother Freibeuter.

Aber da kommen oft ganz andere Tage für ihn. Suchen wir ihm in dieser Zeit wieder zu begegnen.

Ein kalter Nordwind streicht über die schneeigen Wälder und Felder hin. Alles thierische Leben ist wie ausgestorben. Denn unsere Sommergäste, die wärmeliebenden Vögel, sind nach den Gegenden des Südens ausgewandert oder haben sich theils, wie unsere Schlafthiere, in ihre Winterverstecke geflüchtet, theils sind sie, Nahrung suchend, in die Nähe menschlicher Stätten gezogen. Die schlimme Zeit ist nun auch für den sonst so unempfindlichen Fuchs gekommen. Eben tritt er aus der schneebehangenen Dichtendickung des Waldes und läßt sein kurzes Bellen mit angehängtem Heulen hören. Jetzt kommt er in's Freie. Welch ein erbärmlicher Anblick! Ist das der leichte, bewegliche Freibeuter vom Sommer und Herbst? Kaum kennen wir ihn an seinen Bewegungen wieder. Zwar ist sein Rock dicker, ein rechter Wintermantel. Aber wie hängt und schlottert Alles an dem Dahintrollenden! Alle Glieder scheinen wie gelähmt. Er geht mit hängendem Kopf, die lange Ruthe nachschleifend, am Wege dahin. Jetzt sucht er emsig nach jedem Brocken, der ihm seinen quälenden Hunger stillen könnte. Jetzt wäre ihm die Dolbe des Vogelbeerbaums, die er im reichen Segen des Herbstes verschmähte, ein Leckerbissen, jetzt ist er glücklich, wenn er eine Wurfischale oder sonst einen Abfall am verlassenen Holzhauerfeuer findet, ja jetzt kaut er sogar am Stück alten Leders, das er am Wege findet.

Da sitzt er über dem Dorfe am Kreuzweg auf den Keulen wie ein Hündchen. Er beleckt sich die Schnauze vor Küsternheit, wie er das Gackern der Hühner drunten hört. Aber die Hofraithen sind ihm zu belebt von dem Knecht, der Magd und den Bauersleuten und vor Allen von den wachsamem

Hofhunden, als daß sich unser kluger Strauchdieb hinunter wagte. Nein! um Alles vermeidet der Schleicher Aufsehen und Lärm. Alles geschieht in der Stille und im Schatten der Nacht. Doch wenn einmal ein Gehöfte unbewacht und der Hühnerstall offen gelassen ist, dann wird der schlaue Fuchs gewiß da sein, den Einbruch mit List und Verschlagenheit zu wagen.

Heute wendet er sich auf das offene Feld. Bald kommt er auf eine Hasenspur. Aufmerksam beschnüffelt er sie und folgt ihr eine lange Strecke in's Feld. Plötzlich steht er an einer Stelle stille. Hier ist der Wiebergang des Hasen, d. h. hier ist derselbe auf seiner eigenen Spur eine Strecke zurückgegangen. Dem erfahrenen Fuchs ist dies ein Zeichen, daß der Hase nicht weit im schneeumbüllten Lager sitzen muß. Der Fuchs hat recht vermuthet, denn aus dem Wiebergang heraus bemerkt der aufmerksame den ersten Absprung oder den ersten Abdruck des Sprunges im Schnee, welchen der Hase, abseits der Spur, gemacht hat. Jetzt fängt der Fuchs an vorsichtig zu kreisen, um den Hasen im Lager zu wittern (riechen). Hier hat er den zweiten Absprung entdeckt, und jetzt schleicht der Räuber mit gespanntem Körper und wachen Sinnen im Winde, das Hasenlager aufzufinden. Ein Luftzug trägt ihm die warme Witterung desselben zu. Da steht er auf einmal, wie ein Hühnerhund vor dem Wilde, jede Sehne seines Körpers angespannt zum Sprunge. Hepp! gewandt und meisterhaft ist der Satz ausgeführt gerade in's Lager. Aber, o Täuschung — es ist leer! — Frühe schon hatte der wache Hase im Lager das Heranschleichen seines Todfeindes im krachenden Schnee vernommen und ist aufgestanden. Dort sitzt er vor der nahen Waldhege und schlägt einen Keckel, indem er sich auf den Hinterläufen hoch aufrichtet und die rothe Mordgestalt von ferne betrachtet. Der Fuchs muß den Hasen in den Wald laufen sehen. Halb enttäuscht und halb mürrisch trollt er weiter wie ein Taumelnder.

Doch sieh! mit einem Male ist er wie verwandelt. Das eine Vorderbein gehoben, die Ruthe wagrecht gelüftet, den Kopf vorgereckt, steht er am ganzen Körper wie gehoben da, seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt vor sich gerichtet. Jetzt neigt er den Kopf mit gespißtem Gehör zur Seite und wupp! mit einem hohen Satz mit allen vier Läufen zugleich springt er auf den Punkt vor sich los, schiebt blitzschnell die Schnauze tief in den Schnee und zieht im nächsten Augenblick eine Maus aus der Schneedecke hervor. Mit ein paar Bissen ist sie im hungrigen Magen, für diesen aber nur ein Stillungsmittel von kurzer Dauer. Weiter treibt ihn der

Hunger. Jetzt geht's mit gutem Winde an einem bedornten Rain entlang. Hier vermuthet er Feldspäßen und Goldammern im ersten Schlafe, weil es inzwischen dämmerig geworden. Aber die Schneedecke kracht zu stark selbst unter seinen Schleichtritten, und die Vögel flattern aufgeschreckt vor ihm in die Luft. Doch da findet er halb erfrorene Hagebutten am Strauchwerk. Diese selbst sind ihm jetzt willkommen, und er richtet sich empor, die niedrigsten von der Hecke zu erlangen.

Behutsam lenkt er seinen Paß nach einem einsamen Birnbaum der Hecke. Der hat eine niedrige Höhle. Nichtig! die kennt der aufmerksame Fuchskopf. Vorsichtig naht sich die Nase dem Loche, und wahrlich! wie eine Fliege in einer Klappe gefangen wird, hat er einen der Feldsperlinge im Rachen. Wie mundet ihm der Bissen und wie beleckt er die Schnauze nach dem Schmause! Aber im Genuße erwacht nur verstärkt die Gier nach weiterem Raube. Im Vorbeigehen wird der Schindanger besucht. Doch es fehlt daselbst an gefallenem Vieh oder, wie es der Jäger benennt, an Luder, und unser Wanderer kann nur einige trockne Knochen benagen. Der enttäuschte muß weiter traben.

Da findet er plötzlich einen verführerisch duftenden Brocken. Der wird gefressen. Wie vortrefflich schmeckte der! Die Fuchsnase windet weiter, und es kommt ihr vor, als witterte sie andere süß duftende Brocken. Wahrlich! da liegt wieder einer und dort noch einer. Vortrefflicher Fund! Das geht noch eine Strecke so fort. Auf einer Menschenspur entlang liegen in gewissen Abständen solche kleine Leckerbissen, die wie zuvor bedächtigt aufgenommen werden. Mit einem Male ist da eine Stelle mit einem größeren Brocken. Gewiß ein köstlicher Fund für unsern hungernden Wanderer! Aber schau! warum greift dieser nicht zu und bleibt eine Strecke davon behutsam stehen, die Stelle aufmerksam betrachtend? Jetzt umkreist er sie sogar immer misstrauischer. Und jetzt, o Wunder! kehrt er ihr den Rücken, mit gehobener Ruthe und mit einem Sprung zur Seite weiter trabend. Es lebe der erfahrene Schlaufkopf! Er hat das im Schnee verborgene Eisen, den Schwanenhals, gewittert, das für seinen grausamen Fang vom Jäger wahrscheinlich nicht vorsichtig genug gestellt war.

Mit bewundernder Theilnahme folgen wir dem schlauen Thiere weiter. Bald ist es in der Nähe einer Meierei angekommen. Da sieht es wieder sinnend auf dem Hintertheile, wie vor einigen Stunden seines heutigen Schleichganges. Fürwahr eine tüchtige Wanderung, ein meilenweiter abenteuerlicher

Raubzug im Zickzack! Plötzlich ist der unruhige wieder auf den Läusen, dem Hofe zu. Was hat er vor? Lebhaft ist in ihm die Erinnerung an den früher mißlungenen Einbruch in den Hof aufgetaucht. Da hatte er das läderlich nur halb herabgelassene Fallthürchen des Entenstalls bemerkt und war eben im Begriff das Thürchen zu heben und hineinzuschlüpfen, um ein Blutbad unter dem Geflügel anzurichten. Aber da ist der wachsame verhaßte Spitzpommer über ihn her, und der Bauer wirft ihm die Mistgabel nach. Kaum hat er da die Lücke im Hinterhof noch glücklich erreicht, durch die ihn der Hund bis zum nahen Holze verfolgte.

Aber der Schlaufkopf Fuchs erinnert sich jetzt, daß der Pommer an der Kette liegt, und will bei den jetzigen schlechten Zeiten auf gut Glück zum zweiten Mal einen Einbruch versuchen. Die wohlbekannte Lücke des Hinterhofs nach dem Teich zu ist bald gefunden und offen. Lange sichert der Rothe davor, und endlich schlüpft er hinein. Nichts regt sich im Hofe. An der Mauer geht's wie ein Schatten hin nach dem nahen Entenstall. Hui! wie wittert's da nach Entenbraten. Und wahrhaftig! Da hat die läderliche Lisbeth das Thürchen wieder nur halb heruntergelassen. Schon steckt die Fuchsnase witternd im offen gelassenen weiten Zwischenraum. Jetzt drückt der Kopf und Hals das leichte Thürchen nach oben, so daß der ganze Körper des Diebes nachfolgen kann. Glücklich drinnen im Stalle ist der Meister, aber klapp! da fällt das gehobene Thürchen herunter in die Falze. Der Strauchdieb ist gefangen im Stalle. Die Enten sind erwacht und erregen beim Anblick des fürchterlichen Nachtgastes ein schallendes Quaken und Flügel schlagen. Davon wird der Hofhund wach und tobt an der Kette. Er ruht nicht mit Bellen und Heulen, bis der Bauer kost an's Fenster kommt und horcht. Der hört's im Entenstall lärmen, und jetzt ahnt's ihm, was los sei.

In einigen Minuten ist der Bauer mit dem Knechte und dem Pommer „Fellauf“ am Entenstall, und die Laterne beleuchtet in der inneren Thür des Hinterbaues den rothen Dieb, dessen Augen aus einer Ecke des Stalles verrätherisch leuchten. Flugs sind Mistgabel und Knüppel über den Fuchs her, der vom Pommer gefast und rasch erschlagen ist.

Die Laufbahn des Raubmörders und Strauchdiebs der Wälder hat mit verdientem Lohne geendet. Des andern Tages schon guckt sein Balg, mit der schwellenden Ruthe und der weißen Blume, auf's Brett gespannt, zum Gaubloch der Meierei heraus. Denn jetzt im Winter lebt auch beim Bauer das Sprüchwort: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.“

Probe aus „Die Ammenuhr“.

(Aus des Knaben Wunderhorn.)

In Holzschnitten nach Zeichnungen von

E. Bendemann, A. Ehrhardt, J. Hübner, E. Oehme, Th. v. Oer, E. Peschel, E. Rietschel, T. Richter, O. Wagner.

Zweite Auflage. Pracht-Ausgabe. Eleg. cart. Preis 2 Mark. Leipzig, Verlag von Alphonse Dürr.



Anmerkung. Das alte, rührend naive Volkslied: „Die Ammenuhr“, das von Geschlecht zu Geschlecht seinen warmherzigen Zauber auf die Kleinen ausübt, wurde bekanntlich von jenem Kreise hervorragender Dresdner Künstler, denen wir auch die köstlichen Blätter zu „Robert Reinick's ABC-Buch“ verdanken, auf das wir hier unsere Leser nochmals aufmerksam machen wollen, mit zehn herzigen Bildern geschmückt, deren jedes eine der Strophen des bekannten Liedes illustriert.

Wir empfehlen das Büchlein, für dessen dauernden Werth die Namen der Künstler bürgen, denjenigen Eltern, welche sorglich über den ersten Eindrücken wachen, die Wort und Bild der Kinderseele zuführen.

Das Buch erscheint hier in schöner und gebiegener Ausstattung in zweiter Auflage.

Der Herausgeber.

Der Fischer.

Märchen von

E. Feuerbach.

Mit Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Es war ein armer junger Fischer, der wohnte am Meeresstrande. Seine Hütte lag auf öder Sandebene. Landeinwärts sah man blumige Hügel, Baumgruppen und Wiesen.

Stundenlang saß der Fischer des Tages am Ufer, die Angel neben sich im Sande. Seine Hände ruhten im Schooße und er seufzte schwer auf: „Ach, wär' ich doch ein Königssohn!“

Es hat das Meer dem Fischer ein Lieb zuge-rauscht, vor langen Jahren schon, da er noch ein Kind war, das am Strande mit bunten Steinchen und Muscheln spielte. Und mit dem Liebe hat es in dem Kinde ein Sehnen geweckt.

Das ewige Meer rauschte Tag für Tag und Jahr um Jahr; es wuchs das Kind heran und mit den Jahren stieg in ihm das Sehnen. Und wie das Kind einst horchte, so horcht der junge Fischer jetzt auf das rastlose Rauschen und immer von neuem muß er seufzen: „Ach, wär' ich doch ein Königssohn!“

Denn wunderbar tönte das Lied aus den Wellen heraus mit seinen krystallinen Palästen und lieblichen Korallen, den Fischen, die in Gold und Purpur glänzten — seltsam sprach das Lied vom Meerkönig mit den Silberlocken; doch das Schönste von Allem war die schöne Königstochter, und so rauschte es und rauschte immer zu.

Und wenn der Fischer des Abends müde den Strand verläßt und nach seiner Hütte geht, dann wirft er sich auf sein Strohlager nieder und seufzt, ehe er die Augen schließt, noch tief auf: „Ach, wär' ich doch ein Königssohn!“

Wie liegt die Nacht so einsam draußen auf dem öden Lande, eintönig schäumen die Wogen. Aber unten im Meeresgrunde da schimmert es so hell und klar, da klingen die krystallinen Säulen; auf der Schwelle des Palastes sitzt die schöne Königstochter, das Gesicht in ihre weißen Hände vergraben, und seufzt: „Ach, wär' ich doch ein Fischermädchen!“

Ihr Vater, der Meerkönig, mit seinen Silberlocken, mit dem Barte, der glänzend wie Meeres-schaum niederwallt, hat seinen seegrünen Mantel um die Schultern geschlagen; er sieht! sein Kind da sitzen und klagen, und schüttelt sein lockiges Haupt, dann greift er nach der Goldharfe, setzt sich der

Tochter gegenüber und fängt so wunderbar zu singen an, daß ringsum die Wellen vor Lust aufjauchzen und tanzen und klingen.

Die Königstochter hebt ein wenig ihr Köpfchen empor und sagt: „Singe nur immer das Lied wieder, das Lied vom fernen Lande, von seiner Sonne, von seinem Monde und vom Fischerkind.“

Der Vater sang:

„Im fernen Lande, Kind, da liegt das Meer zu deinen Füßen dem gezähmten Löwen gleich und schläft. Ueber deinem Haupte wogt eine Luftsee, die ist so tiefblau, warm und lind — man nennt sie Himmel im jenem Lande.“

Und mitten in der Luftsee geht ein großes stilles Feuer; es wacht den ganzen Tag, und am Abende sinkt es in purpurglühende Wellen nieder. Sonne ist sein Name im fernen Lande.

Und ist das Feuer eingeschlafen und der Purpurschein verglüht, dann wird es dunkel ringsum und ein silbernes Schiffelein schwimmt ganz stille durch die Luftsee, ohne Ruderschlag und ohne Segel. Und viel tausend Perlen flimmern rings und leuchten ihm, damit es nicht den Weg verliere. Das ist der Mond mit seinen Sternen.

Wunderbare Muscheln sind im fernen Lande; viele wiegen sich auf grünem Grunde und duften fein: es sind die Blumen. Viele schweben mit Flügeln durch die See und singen Lieder: es sind die Vögel. Schöne Gestalten, grün wie mein Königsmantel, bergen jene in ihren Schatten: das sind die Bäume in jenem Lande.

Nicht weit vom Meere auf dem Erdengrund steht fest die Hütte, darinnen wohnt das Fischerkind. Sein ist Sonn- und Sternenglanz, sein die Pracht der Vögel und der Blumen, sein das weite Land!“

Der König schwieg. Mit gesenktem Haupte saß er vor seiner Harfe; die Finger glitten an den Saiten hinab und er schlief ein.

Da erhob sich die Königstochter, löste sachte eine große Muschel, die an der Thürsäule befestigt war, sie wußte selbst kaum, was sie wollte, ließ das Fahrzeug in den Wellen treiben, und lenkte es dann langsam aufwärts.

Wie wurden mit einem Male die Wellen so ruhelos und glänzten in fremden Lichte; nun schlugen

sie auseinander und feucht tauchte die Gestalt des Mädchens hervor.

Hoch über ihrem Haupte brannte ein Feuer; es sandte heiße Strahlen auf sie nieder. Ueber dem Meere aber hingen schwarze Wogen, Wetterwolken, die sich dumpf und schwer heranwälzten; schauerlich war es und schwül, wie sie immer näher kamen: nun deckten die Wogen das Feuer, daß es ringsum Nacht ward. Und horch, was war das für ein schreckliches Tosen?

Es brauste aus der Ferne ein Feuerroß herbei, darauf ein Reiter aus lebendigem Feuer saß, und sein Flammenhaar flackerte im Winde. In der Rechten schwang er ein gluthrothes Schwert. Mit lautem Brüllen ballten sich hinter ihm die Wolkewogen zusammen, die er mit Roß und Schwert gespalten hatte. Ueber der Königstochter hielt er den Zügel an. Himmel, Erde und Meer flammten in grellem Glanze auf. Er beugte sich vom Rosse nieder und sprach, und seine Stimme klang wie helles Sturmesrauschen: „Tochter des Meerkönigs, sei gegrüßt in meinem Richte; rasch, wie ich Nacht in Tag verwandle, sei dein Wunsch gewährt.“

Die Königstochter fühlte, wie sein Feuerblick ihr in das tiefste Herz eindrang, und im nächsten Augenblicke stand sie in armer Fischerkleidung am Ufer.

Das Meer rauschte laut auf und seine Wogen wälzten sich vom Gestade zurück. Aus der Tiefe drang ein Harfenton; sie erkannte die Stimme ihres Vaters, die ihr zurief, und in die Stimme mischten sich die brausenden Wogen, so daß das unermessliche Meer in den Worten zusammenklang:

„Fahr' hin, du bist im fremden Lande; du magst dort weilen. Doch freit ein Erdensohn um dich, dann sollen dich die kühlen Wellen erreichen und dich mit sich in die Heimath niederziehen, denn du bist unser auf ewig!“

Das Fischermädchen erfaßte ein Grauen, als es das Singen hörte und die Meeresfluth sah, die vor ihm zurückwich. Fürchterlich heulte der Sturm und jagte über die Sandebene hin. Die Fischerin eilte dem Ufer entlang, fand die Hütte und pochte leise an. Darinnen saß der Fischer, den Kopf auf die Hand gestützt.

„Wer mag bei dem schrecklichen Gewitter draußen sein?“ sprach er.

Es pochte abermals. Er öffnete die Thüre und sieh, das schöne Fischermädchen stand vor ihm. Sie sprach:

„Kann ich bei dir bleiben?“

Er wies nach der hölzernen Bank hin. Sie ließ sich nieder und er lehnte sich an die Wand.

Draußen tobte das Gewitter, die Meereswogen bäumten sich himmelhoch. Endlich ließ der Sturm nach. Der Fischer öffnete die Thüre und das Fischermädchen trat hinaus; er folgte ihr. Das Meer erglänzte in Gold und Purpur, die Sonne strahlte wie Feuer, und Blumenduft zog herüber und kräftiger Athem der Fichten und Tannen.

Da verklärte sich das Angesicht des Fischermädchens. Sie breitete die Arme aus, eilte auf das Meer zu, schöpfte Schaum in ihre weiße Hand und berührte ihn mit den Lippen.

„Vater,“ rief sie, „ich schaue dein Lied! Die Luftsee, die Sonne und die lebendigen Muscheln! Du sangst zur Harfe:

„Nicht weit vom Meere, auf dem Erdengrund, steht fest die Hütte, darinnen wohnt das Fischerkind. Sein ist Sonn- und Sternenglanz, sein die Pracht der Vögel und der Blumen, sein das weite Land.“

„Dort steht die Hütte,“ sprach der Fischer, der sie liebevoll anschaute, „fest auf dem Erdengrund, und ich bin das Fischerkind.“

Sie gingen dem Meere zu und ließen sich am überhangenden Felsenuser nieder.

Der Fischer warf sein Netz aus. Siehe da, es ward so schwer, daß er es kaum emporziehen konnte. Auf seinem Grunde glänzte es wunderbar.

„Wehe,“ rief das Fischermädchen, „das sind die Saiten der Königsharfe! Mein Vater hat sie zerissen, er grämt sich um mich.“

„So ist dein Vater der Meerkönig mit den Silberlocken?“ sagte der Fischer, „und du bist die schöne Königstochter.“

Das Fischermädchen aber begann weinend mit ihren Fingern die Saiten der Harfe ineinander zu flechten; und als die Sonne dem Scheiden nahe war, lag eine glänzende Goldplatte auf ihren Knien, die sie aus den Saiten gewunden hatte. Sie rißte mit einem Steine den weißen Arm und schrieb mit ihrem Blut auf das Gold:

„Vater, bekleide die Harfe mit Saiten, reiße sie nimmer wieder los, du zerreihest mir das Herz. Ich bin im fernen Lande, mein ist Sonnen- und Sternenlicht und mein das Fischerkind.“

Da faßte der Fischer ihre Hand und sagte: „Seit ich denken kann, hat mir das Meer von dir gesungen. Du bist endlich gekommen, so bleibe nun auch ewig bei mir.“

Das Fischermädchen sah ihn an mit lächelndem und mit Thränen in den Augen.

Horch, wie das Meer so wild rauscht, und wie die Fluth emporsteigt!

Das Gesicht der Fischerin deckt Todtenblässe.

Sie gedenkt der Worte ihres Vaters: „Freit ein Erdensohn um dich, so erreichen dich die kühlen Wellen und ziehen dich in die Heimath nieder.“

Sie wendet sich und will entfliehen. Doch die Fluth schwillt über das Ufer hin: die Wellen eilen

und sang nicht mehr. Ringsum legten sich die Wogen und schliefen ein. Es war eintönig und kühl, wie nie zuvor, und die Königstochter lag auf der Schwelle, ihr Angesicht in ihren Armen vergraben. Sie hatte ja nicht einmal den letzten Trost der Menschen, sie konnte nicht sterben.

Hoch über ihr am Strande stand der arme Fischer. Die Morgensonne brannte auf sein Haupt,



ihr nach. Sie haben sie erreicht und sie zum Meere gezogen. Sie winkt dem Fischer zum Abschied mit der weißen Hand. —

Unten in der Tiefe war lautes Frohlocken, als der Meerkönig sein Kind in die Arme schloß. Aber seine Freude verkehrte sich bald in Leid, denn sie war trauriger als je zuvor, und wie er seine Finger an die goldenen Saiten legte, weinte sie, als sollte ihr Augenlicht in Thränen erlöschen.

Da lehnte der König die Harfe an die Säule

ihre Funken machte ihm die Augen wund. Er schaute auf die Wellen nieder, die kühl an das Ufer plätscherten. Da ward ihm leicht und wohl im Herzen, er konnte ja sterben.

Er sprang in die Fluthen hinab. Sie schlugen laut zischend über ihm zusammen.

In der Tiefe unten stand der Meerkönig. Er sah die Gestalt niedersinken und breitete seine Arme aus sie zu umfassen.

„Bist du es, Fischerkind?“ sagte er. „So hat

das alte Lied recht verkündet. Liebe kennt nicht den Tod; ja selbst ihr armen, schwachen Menschenkinder, sobald ihr liebt, habt ihr Unsterblichkeit.“

Er legte ihn sanft in seiner Königshalle nieder, griff nach der Goldharfe und sang:

„Ich will dich mit demselben Liede wecken, Fischerkind, das ich dir sang, als du noch ein kleines Kind warst. Stille ist im Meeresgrunde. Im Meeresgrund schweigt alles Leid. Kommt herab und ruhet euch hier aus, ihr Mäden.“

Die Wellen singen euch ein Wiegenlied, und Fische in Gold- und Purpurglanz ziehen dahin so wohligh und kühl.

Im krystallinen Palaste sitzt der König an seiner Goldharfe; weiß wallt ihm der Bart herab, glänzend wie Meereschaum; den seegrünen Mantel hat er um die Schultern geschlagen, und er spielt und singt.

Singt er laut und wild, so dringt es in die Seele, daß die Wogen sich bäumen; singt er leise, so wird das Meer ruhig, und schweigt er, so schläft es ein.

Der König schweigt, das Meer ist eingeschlafen; weiße Schaumkronen nicken wie im Traume, und kleine Wasserperlen rieseln an das Ufer.

Und in das Rieseln stimmt ein feines Klingen, das sind die krystallinen Säulen, die fangen an zu tönen, wenn die schöne Königstochter leise in die Halle tritt“

In dem Augenblicke trat die Königstochter, gelockt von ihres Vaters Stimme, die das alte Lied sang, in die Halle.

Der Vater lehnte die Harfe an die Säule, neigte sich über den Schlafenden und rief: „Wache auf, wache auf, mein Königssohn!“

Da erhob sich der Fischer aus dem Schlafe empor. Der Meerkönig legte ihm das seegrüne Gewand um und in die Locken wand er ihm die Perlenkrone.

Die Königstochter aber schaute ihn an, und die Beiden sanken schweigend vor dem Vater auf die Kniee, denn ihre Seligkeit war so groß, daß sie nicht Worte fanden um sie auszusprechen.

Es tönten die krystallinen Säulen, die Harfe klang, die Wogen umschlangen sich in rauschender Luft, die weite Meeresfläche stimmte gewaltig mit ein und ihr Rauschen wird in alle Ewigkeit nicht enden.

Ein nettes Kleeblatt.*)

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Reime von Victor Blüthgen.



Das sind die Räuber, die schrecklichen drei,
Die kennen kein Erbarmen;
Sie füllen den Wald mit Kampfesgeschrei
Und fechten mit den Gendarmen.
Der größte heißt Rinaldo,

Der zweite ist der Grimaldo,
Der dritte ist ein kleiner Herr,
Jedoch sehr dreist und vermessen;
Sein Name behält sich immer so schwer,
Drum hat er ihn immer vergessen.

*) Aus dem in Kürze im Verlag von Alphons Dürr in Leipzig erscheinenden neuen Cyclos von Oscar Pletsch: „Stillsvergnügt“. 21 Original-Zeichnungen in Holzschnitt. Mit Reimen von Victor Blüthgen. Preis 4 M. 50 Pf.



Der Martinstag in Nordhausen.

Von

S. Kahner.

Mit Original-Zeichnung von
N. Schuster

nach einer Skizze des Verfassers.

Dort wo die vom südlichen Oberharz herabsteigende Sorge die lachenden Fluren der goldenen Aue erreicht und ihnen im Sommer mit traulichem Flüßtern, zur Frühlingszeit aber in brausendem Getöse von den lauschigen Thälern, dem Waldesgrün ihrer Heimath erzählt, da liegt auf mäßiger Erhebung, hoch genug um hier nach den blauen Harzbergen, dort nach dem alten Kyff-

häuser hinüber zu schauen, Nordhausen, die alte freie Reichsstadt.

Stolz genug glänzt sie mit dem Kranze ihrer alten Ringmauern und Thürme weit hinaus in die reichen Fluren, trotzig genug blickt sie hinüber zu den alten Burgen des Hohenstein, der Ebersburg, des Straußberg und der Rothenburg, welche ihr einst Fehde boten und die sie alle siegreich überdauert hat.

Und so strömt noch heute frisches Leben in ihren Adern; der Mauerring ward ihr zu eng, auf allen Seiten wanderten darüber hinaus die Gebäude, die Gärten mit ihren Villen, an den Straßen entlang, in denen die Fabriken rauchen, Tag und Nacht des Handels Verkehr nicht rastet.

Es ist ein kraftvolles, nimmer müßiges Ge-

schlecht, welches dort sein Heim sich erbaute; „aus eigener Kraft“ heißt sein Wahlspruch, und derselbe Stolz, welcher einst die frei-reichsstädtischen Vorvordern erfüllte, wogt noch heute in den Herzen der Bürger und brandet wohl auch hier und dort gegen den Zwang der Zeit.

Und wie sich hierin das Alte erhielt, so bewahrt auch der Nordhäuser den alten Sitten und Gebräuchen die Treue, und feiert seine Feste, wie sie von den Vorfahren seit Jahrhunderten begangen worden sind.

Festlicher aber erscheint wohl kein Tag der alten Stadt Nordhausen als der Martinstag, und wie klopft dem Stadtkinde in der Ferne das Herz, wenn es an jenem Tage nicht daheim sein darf und des Jubels gedenkt, welcher die ganze Stadt, Straßen und Plätze, bis zum letzten Hause der Vorstadt erfüllt!

Gilt es doch für das stets gut protestantische Nordhausen, den Tag festlich zu begehen, an welchem vor fast vierhundert Jahren der große Reformator, Martinus Luther, das Licht der Welt erblickte und ist doch die alte Stadt ganz besonders stolz darauf, daß der Held der Kirchenverbesserung gar oft als lieber Gast in ihren Mauern weilte, allwo sein Freund und Gehülfe Justus Jonas geboren ward.

Und damit noch nicht genug: es berichtet auch den Nordhäusern eine liebe Legende, daß einst Doctor Martinus grade an einem Martinsabend in Nordhausen eingelehrt sei und am Tische seines Gastfreundes mit von der Martinsgans gegessen habe.

So feiert nun die Stadt an jenem Tage den großen Mann als ihr so recht angehörig, und zu seiner Ehre und Erinnerung entfaltet sich hauptsächlich das festliche Leben des Martinsabends.

Da leuchten denn aus allen Fenstern die bunten Martinslichter, auf denen gar zierlich die Helden der Kirchenverbesserung abgebildet sind, da bewegt sich ein Festzug von Tausenden nach dem weiten Platz am alten Rathhause, um dort das Schutz- und

Trug-Lied der Reformation „Eine feste Burg“ zu singen, welches der alte Bau und der seinen Eingang hütende Roland schon von den Eltern und Ureltern der Sänger oftmals an jener Stelle gehört haben.

Und wie damals den Gast aus Wittenberg die befreundete Schwelle aufnahm, so öffnet sich heute jedes Haus gastlich dem Besuch, der zum Martinsfest oft aus weiter Ferne herbeigeeilt ist, und zeigt sich die alte reichsstädtische Gastfreundschaft in einer Weise, die weit und breit nicht ihres Gleichen findet.

In reicher Zahl lehren sie ein die Freunde des Hauses, die Kunden des Handels Herrn, aus der goldenen Aue, vom Eichsfelde, von den Harzbergen her; alle sitzen sie mit am reich versorgten Tische und dürfen darnach auch ein nächtliches Obdach nicht verschmähen.

Wer es nur irgend vermag, setzt an jenem Abend die Martinsgans auf den Tisch, und der Blaurock, welchen auch Luther damals auf der Tafel seines Gastfreundes gefunden haben soll, darf dazu nicht fehlen.

Da ist denn manchem Hundert des Martinsvogels dieser Tag der letzte gewesen, und damit neben dem Vogel auch der Fisch nicht fehle und außer der Luft und der Erde auch das Wasser dem Tage sein Opfer bringe, hat die alte Bischofsstadt Merseburg

nicht gesäumt, ihre weithin berühmten Karpfen auf den Nordhäuser Markt zu senden.

Und welch ein Festtag ist den Kindern der Stadt heute erschienen! Sie versäumten am Vorabend es nicht, ein Stück Brot neben das Glas voll Wasser zu legen, auf daß die Wunderkraft des heiligen Martin daran sich bethätigt und am nächsten Morgen jenes in das schwachhafte Martinshörndchen, dieses aber in lauterem Wein verwandelt habe.

Dann bringt die Jugend dem Lehrer die Martinsgans zum festlichen Geschenk, und wie prägt das abendliche Glockengeläut, das tausendstimmige Kirchenlied dem kindlichen Gemüth sich ein, daß es fortan in allen späteren Jahren an dem alten Gebrauch festhält und jene Klänge ihm, wenn es einstmals in der Ferne weilt, am festlichen Martinsabend wie ferne Grüße in den Ohren klingen, als Heimweh durch die Seele ziehn.

Denn wie des alten Nordhäufens treuer Sohn Justus Jonas seinen Freund Martinus Luther auf dessen letzter Reise nach Eisleben begleitete und an dessen Sterbelager stand, so ist die Treue ein Erbtheil der Nordhäuser Kinder geblieben; treu sind sie ihren alten Gebräuchen und Sitten, ihren Freunden, ihrer Vaterstadt und ihrem Vaterlande.

Die Junker von Nesselrath.

Von

Wolfgang Müller.



Der bergische Herold durchzieht das Land
Und ruft in die Burgen: „Nun seid zur Hand!
Nur-Köln und Geldern rüsten stark
Gegen Brabant und Jülich und Berg und
Markt!“

Den Freiherrn und Junkern ist er genaht,
Er mahnt auch den Ritter von Nesselrath.*)

Da seget der Alte rasch durch das Haus,
Die Panzer und Schwerter sucht er heraus,
Stallbuben säubern das Pferdegeschirr,
Durch Hof und durch Halle erschallt das Geklirr.
Sieben Söhne zielt er mit Ritterstaat,
Dann ruft nach den Rossen Herr Nesselrath.

Und wie er aufsteigt mit der rüstigen Schaar,
Wird erst sein Treiben die Burgfrau gewahr.

*) Die Ruinen von Nesselrath liegen an der Wupper. Das Geschlecht blüht noch in den jetzigen Grafen von Nesselrode.

„Die Knaben willst du mir führen zum Streit?
Man sieht nicht mit Kindern, wie? bist du gescheidt?“
Doch lacht er: „Als Knaben nehm' ich sie grad,
Daß als Ritter sie lehren nach Nesselrath.“

Wohl spricht sie noch manches vergebliche Wort,
Er grüßet sein Weib, dann reitet er fort,
Es grüßen die Söhne die Mutter zumal
Und stürmen ihm nach in das dampfende Thal;
Dort ziehen sie manchen gewundenen Pfad,
Bis schwinden die Thürme von Nesselrath.

Sie reiten zum Heere, man reißt sie ein,
Dann setzen sie über den blizenden Rhein.
Bei Werringen harret das feindliche Heer,
Die Schlacht beginnt wild, fürchtbar und schwer,
Die Ernte ist Blut, denn Zorn war die Saat.
„Ihr Knaben frisch auf!“ ruft Nesselrath.

Der Alte führet die Söhne zum Streit;
Wo am höchsten er wegt, da ist er nicht weit,
Da folgt ihm sein schlankes und blankes Geschlecht.
Wie schwingen den Stahl sie im hellen Gesecht,
Hei, was da Wunder der Tapferkeit that
Mit seinen Sprossen Herr Nesselrath!

Sahier gegen die dreifache Uebermacht
Gewannen Brabant und Berg die Schlacht.
Horch, wie so freudig der Siegruf gellt!
Doch leichenbedeckt ist das weite Feld,
Und wer am besten half bei der Mahd,
Das waren die Kämpfer von Nesselrath.

Graf Adolph erfah sie voll Staub und Blut
Und rief: „Die Wunden stehen euch gut!“
Zum Herzog von Brabant führt er sie hin:
„Sind's Knaben von Haupt, es sind Männer von Sinn,
Drum schlägt sie zu Rittern auf meinen Rath,
Die sieben Söhne von Nesselrath!“

Wohl that Herr Brabant, was Jener begehrt,
Der goldenen Sporen waren sie werth.
Und als sie ritten nach Hause zu Haus,
Da grüßte der Alte die Burgfrau hinauf:
„Sieben Knaben führt' ich zum Kriege den Pfad,
Sieben Ritter bring' ich nach Nesselrath.“

Beschauliches von Julius Lohmeyer.

Die sterbenden Blumen.

Gemäht ist die Wiese im dämmernden Thal,
Hinstarben die Blumen im glühheißen Strahl,
Doch fällt ihrer Seelen aufsteigender Duft,
Die Kühle durchwürgend, noch lange die Luft;
Ein Opfer des Daut's wallt den Sternen er zu —
So blühe, o Mensch, und so scheide auch du!

Ein kleines Nest.

Ein kleines Nest, o sagt mir an,
Was uns so herzlich rührt daran?
Ein Halmenkranz ist es doch bloß,
Ein Büpflein Gras, ein Flöcklein Moos,
Darin ein Blatt, ein Borkenstück
Und — eine ganze Welt voll Glück!

Drei Spiele für die Jüngeren.

Von

Robert Löwike.

I.

Aufgezäumte Vögel.

Aufgezäumte Vögel? Das muß doch ein Druckfehler sein, denkt gewiß mein bester Knackmantelkunde, mein junger Freund Ernst, in seiner Quartaner-Weisheit, wenn er die Ueberschrift liest. Aber es ist doch kein Druckfehler, und mit den „aufgezäumten Vögeln“ hat es wirklich Wichtigkeit. Wenn du mit gutem Appetit ein gebratenes junges Huhn verzehrst, oder im Herbst dir ein paar gebratene Drosseln gut schmecken läßt, so denkst du gewiß nicht daran, was für Mühe die Köchin beim Knipsen gehabt, und daß sie den Vogel, ehe sie ihn in den Bratofen schob, erst hat aufzäumen müssen. Aufzäumen? Nun ja; sie hat ihm den Kopf, die Flügel und die Füße fest zusammengesteckt, um ihn dann im Bratofen bequem wenden zu können und so einen recht guten Braten zu erhalten. Doch nun genug davon und sogleich zu unserm lustigen Spiel oder Zeitvertreib, dem wir den Namen „aufgezäumte Vögel“ geben wollen.

Es können sich bei diesem Spiel zunächst nur zwei Mitspieler thätig betheiligen. Die andern müssen warten, aber nur kurze Zeit; denn die Reihe kommt sogleich auch an sie. Die beiden Mitspieler, z. B. du und einer deiner

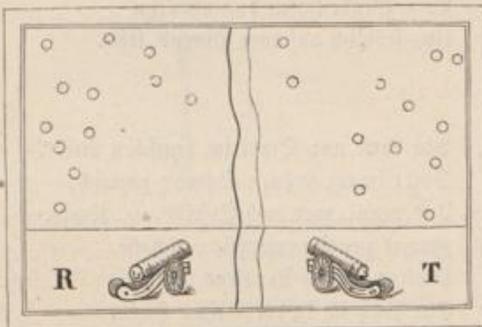
Fremde, werden also aufgezäumt, aber nicht um gebraten zu werden, sondern um zum Ergötzen aller Zuschauer und ihrer selbst mit einander zu kämpfen. Ihr müßt euch zunächst hockend beide auf den Fußboden setzen. Dann binden die andern Kameraden jedem von euch beiden die Hände mit einem Taschentuch an den Handgelenken fest zusammen, ebenso mit einem andern Taschentuch die Füße an den Fußgelenken. Darauf streifen sie euch die Arme über die Kniee recht weit nach unten und stecken jedem von euch einen starken Stock über den einen Arm weg unter den Knien fort und auf der andern Seite über den andern Arm wieder heraus. So seid ihr aufgezäumt, und eure Kameraden setzen euch nun einander gerade gegenüber und zwar so, daß ihr euch mit den Füßen berührt. Einer der andern zählt: eins, zwei, drei, und der Kampf beginnt. Jeder von euch beiden muß nun darauf achten, daß er durch einen geschickten Stoß oder Schub mit den Füßen den andern aus dem Gleichgewicht bringt und unwirkt. Freilich muß er sich auch davor hüten, daß er nicht selbst, wenn er sein Ziel verfehlt, das Gleichgewicht verliert. Wer auf den Rücken oder auf die Seite fällt, ist besiegt und muß den Kampfplatz verlassen. Der Sieger behauptet das Feld und erwartet einen neuen Gegner.

II. Schatten-Rathen.

Meinen jungen Freunden schlage ich vor, einmal folgendes Spiel zu versuchen. Einer aus der Gesellschaft setzt sich in die Nähe einer möglichst kahlen, hellen Wand, indem er der Wand das Gesicht zugehrt. Einige Schritte hinter seinem Rücken wird ein Licht, besser noch eine gutleuchtende Petroleumlampe ohne Glas aufgestellt, und einer der andern Mitspielenden geht dann zwischen dem Licht und dem Rücken des Dasitzenden langsam durch. Man rückt die Lampe in die geeignete Entfernung, um einen möglichst scharfen Schatten zu bekommen. Der Eigende hat nun, ohne daß er sich umsehen oder auch nur schielen darf, aus dem auf die Wand geworfenen Schatten zu errathen, wer eben hinter seinem Rücken vorbeigegangen ist. Komische Bewegungen und Geberden desjenigen, dessen Schattenbild auf der Wand entsteht, machen das Rathen schwieriger und erhöhen den Reiz des Spieles.

III. Russen und Türken.

Au dem Russen- und Türken-Spiel können sich zunächst nur zwei Kämpfer thätig betheiligen. Auch hier also gilt es einen Kampf. Das Schlachtfeld ist eine Schiefertafel oder ein Stück Papier, die Waffen ein Tafelstein, oder ein Bleistift. Nehmt nun einmal eine

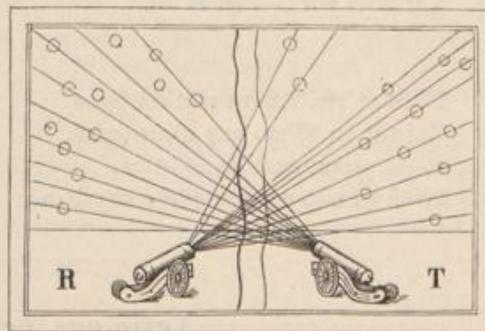


Schiefertafel und macht darauf eine Eintheilung nach dem Muster der oben gezeichneten Figur. Die beiden parallelen Linien in der Mitte der Tafel bedeuten die Donau. Auf der einen Seite stehen die Russen, auf der andern die Türken. R ist eine russische, T eine türkische Schanze. Seht nun einmal zu, wie der Artilleriekampf ablaufen wird, welcher zwischen Walter, dem Anführer der Russen, und Alfred, dem Anführer der Türken, sogleich stattfinden soll.

Walter hat seine zwölf Russen in beliebiger Ordnung

oder vielmehr Unordnung aufgestellt, ebenso Alfred seine zwölf Türken. Dann fährt Walter auf seiner Schanze eine Krupp'sche Rieskanone auf und richtet sie gegen die Türken. Gleich darauf zeigt sich aber auf der türkischen Schanze eine andere Krupp'sche Rieskanone, die gewiß ebenso weit und ebenso sicher schießt, wie die russische. Walter feuert nun den ersten Schuß, indem er von der Mündung seiner Kanone recht schnell einen möglichst geraden Strich in der Richtung nach den Türken hin zieht. Wer von den Türken durch diesen Schuß gestreift oder getroffen wird, gilt als kampfunfähig oder todt. Nun ist die Reihe an den Türken und Alfred zieht nun seinen Schuß von der Mündung seiner Kanone nach den Russen hin. So wird abwechselnd gefeuert, und es kommt natürlich darauf an, mit möglichst wenig Schüssen alle feindlichen Soldaten kampfunfähig zu machen. Da es Walter gelungen ist, durch zehn Schüsse alle zwölf Türken zu tödten, während er selbst noch drei Russen übrig behalten hat, so ist er Sieger geblieben, und Alfred muß sich für überwunden erklären.

Meine jungen Freunde, welche nun dieses Spiel versuchen wollen, mache ich noch darauf aufmerksam, daß alle die kleinen Kreise, welche die russischen und die türkischen Soldaten bedeuten, möglichst gleich groß gezeichnet werden müssen. Auch muß jeder Schuß recht rasch und in möglichst gerader Linie gezogen werden, und wenn er etwas gekrümmt ist, so darf die Krümmung doch nur wenig von der geraden Linie abweichen. Jeder Schuß, welcher eine zu starke Krümmung oder einen Winkel enthält, wird für ungiltig erklärt. Beim Aufstellen seiner Soldaten hat man so viel als möglich darauf zu achten, daß durch einen Schuß nicht mehr als einer getroffen werden kann. Wer seine Soldaten ungeschickt aufstellt, wird Gefahr laufen, durch einen einzigen feindlichen Schuß zwei oder auch mehr als zwei von seinen Soldaten zu verlieren. Die folgende Figur giebt euch ein Bild von dem Schlacht-



felde, wie es ausgesehen hat, nachdem der Artilleriekampf vorüber und der Sieg entschieden war.

Sprüche von Friedrich Güll.

„Ein Augenblick ist keine Zeit;“
doch mit dem Augenblick verscherzt
Der Leichtsinn, was zeitlebens ihn
wie eine offene Wunde schmerzt.

Des Spruches Sinn ist völlig dem nur klar,
Der seine Wahrheit selber schon erfahren;
Doch ist es gut, sich einen Spruch, der wahr,
Der künftigen Erfahrung diensam — sparen.



Von

Friedrich Güll.

1.

Die Woge spült mich an den Strand,
Da lieg' ich weiß wie Schnee im Sand.
Auch weiß wie Schnee bin ich ein Stein,
Zum Schneiden weich und leicht und fein;
Und will der Türk behaglich schmauchen,
Aus mir allein nur mag er rauchen.

2.

Bin stets mit n des Feldes Schutz,
Dem Bock und Schwein zum Trost und Trutz;
Jedoch mit m bin ich beständiger —
In Reiters Hand — Roßbändiger.

3.

Mit w verschling' ich Geld und Gut
und Haus und Hof und Mannesehre;
Mit s—t dämpft der Bürger mich
mit seinem Blut nach tapfrer Wehre;
Mit w ist mir die Eitelkeit,
Die Noth mit s—t im Geleit.

4.

Mit noch drei Andern ruht ein Haus
Auf mir im Wind- und Wetterbraus;
S—p voran, werd' ich es leiden,
Willst du mich mit dem Messer schneiden.

Von

Wilhelm Fischer.

1.

Das Erste ist „nicht ganz“,
Das Zweite selten hell;
Das Ganze lockt zum Tanz,
Zu Scherz und Mummenschanz
Manch' närrischen Gesell.

2.

Ganz ist's der reine Himmel, Kind,
Kopfslos der sanfte Sommerwind.
Streich' noch ein Zeichen vorn, und schau',
Dir bleibt, recht passend, eine Au,
Da magst du drin spazieren gehn,
Bom Winde lassen dich umwehn
Und fröhlich auf zum Himmel sehn.

3.

Bin Land und Stadt im deutschen Reich,
Stadt in der schönen Schweiz zugleich,
Und nenn', was euch Erfrischung, Kraft,
Zumal zur Sommerzeit verschafft.
Kopfslos bin an Arabiens Strand
Ein Play ich in der Briten Hand.
Streich' nun den letzten Laut, so klingt
Ein Wort, das oft zu Thränen zwingt,
Dggleich es Segen wünscht und bringt.

Auflösung der Räthsel Seite 30.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

- | | | | |
|------------------------|----------------|----------------|-------------------------|
| 1. Weißzeug, Reißzeug. | 2. Die Gabel. | 3. Der Keller. | 4. Standbild, Wandbild. |
| | 5. Steigbügel. | | |

Räthsel von **Robert Löwike.**

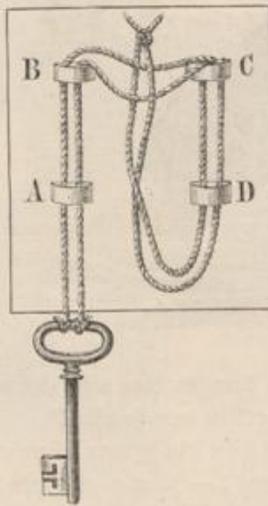
- | | | |
|------------------|-----------------|---------------|
| 1. Eulenspiegel. | 2. Aker, Adler. | 3. Bernstein. |
|------------------|-----------------|---------------|



von Robert Löwike.

I.

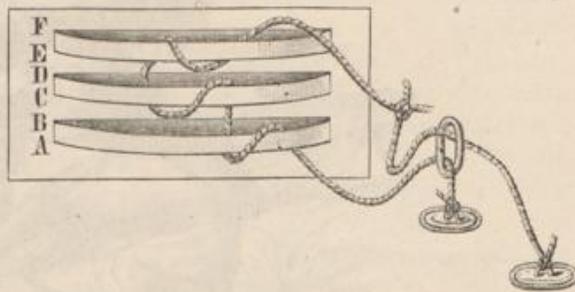
Heute bringe ich meinen jungen Freunden Knackmandeln von anderer Art. — Nehmt einmal ein Stück steifes Papier und schneidet in dasselbe nach dem Muster der



oben stehenden Figur vier Doppelschlitze A, B, C, D. Knüpft dann an einen Schlüssel zwei gleichlange Fäden, faßt die freien Enden derselben, zieht diese durch die Schlitze A, B, C, D, schlingt sie dann um den Doppelfaden zwischen B und C und knüpft sie dort zusammen.

Es gilt nun, den Schlüssel sammt dem ganzen Doppelfaden aus dem Papier zu ziehen und frei zu erhalten, ohne einen der Knoten zu lösen und ohne das Papier zu zerreißen.

II.



Schneidet nach dem Muster der obenstehenden Figur in ein Stück steifes Papier drei wagerechte schmale Doppelschlitze A B, C D, E F. Nehmt dann zwei große Knöpfe und bindet an jeden derselben einen Faden. Zieht nun die Enden der beiden Fäden durch einen kleinen Ring oder Schlüssel, steckt das Ende des einen Fadens, indem ihr das Papier wagerecht haltet, durch den Schlitze A von oben nach unten, dann durch B von unten nach oben, wieder durch A von oben nach unten und durch B von unten nach oben; darauf durch C von oben nach unten, durch D von unten nach oben, wieder durch C von oben nach unten und durch D von unten nach oben; dann durch E von oben nach unten, durch F von unten nach oben, wieder durch E von oben nach unten und durch F von unten nach oben; und nun knüpft das Ende dieses Fadens an das Ende des andern.

Es kommt jetzt darauf an, die beiden Knöpfe sammt dem verbindenden Faden aus dem Ringe und dem Papier zu ziehen und frei zu erhalten, ohne einen der Knoten zu lösen und ohne das Papier zu zerreißen.

Auflösung der Knackmandeln Seite 31.

- | | | |
|--------------------------|-----------------------|------------------------|
| I. Pavian — Pavia. | II. Drang — Dran. | III. Ziegel — Ziege. |
| IV. Lenau — Lena. | V. Schiller — Schill. | VI. Main — Man. |
| VII. Iller — Ill — Ille. | VIII. Händel — Hände. | IX. Meteor — Meter. |
| X. Danton — Anton. | XI. Neze — Neg. | XII. Die Sunda Inseln. |
| XIII. Poseidon. | XIV. Pruth — Ruth. | XV. Gros — Cos. |
| XVII. Leta — Lea. | XVIII. Aller — Alle. | XVI. Seine — sein. |
| | XX. Athene — Athen. | XIX. Basen — ja — so. |